



Frauenleben

Hanns von Zobeltitz

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF CALIFORNIA.

Class

Frauenleben

In Verbindung mit andern herausgegeben

von

Hanns von Zobeltitz

V

Corona Schröter

Bielefeld und Leipzig

Verlag von Delhagen & Klasing

1904.

Corona Schröter

Don

Heinrich Stümcke

Mit fünf Kunstdrucken



Bielefeld und Leipzig
Verlag von Velhagen & Klasing
1904.

CT3200
F7
v.5

— — — — —
— — — — —

Druck von Sijher & Wittig in Leipzig.

D o r w o r t.

Ein Menschenalter ist vergangen, seitdem Robert Keil im zweiten Bande seiner Festschrift zur Säkularfeier von Goethes Eintritt in Weimar „Vor hundert Jahren“ Goethes Freundin Corona, „vielleicht der reizendsten, anmuthigsten und geistvollsten Künstlerin, die in Deutschland jemals die Bühne betreten“, ein Denkmal zu errichten versucht hat. Wie schon das vorstehende Zitat bezeugt, war Keil bemüht, auf seine Heldin das hellste Licht fallen zu lassen und nachzuweisen, welche bedeutende Rolle das schöne Mädchen in Goethes Leben gespielt habe. Von diesem Standpunkt aus unterzog er, darin Adolf Stahr folgend, der 1874 eine kurze Charakteristik Coronas in der National-Zeitung veröffentlicht hatte, die Persönlichkeit und das Verhältnis Charlotte von Steins zu Goethe einer fast durchweg abfälligen und stets zugunsten der schönen Rivalin lautenden Kritik. Gegen Keil trat Heinrich Dünker mit seiner „Eine Vertheidigung“ betitelten Streitschrift „Charlotte von Stein und Corona Schröter“ auf den Plan, um mit dem ganzen Rüstzeug

seiner ebenso schwerfälligen, wie mühsamen, gelehrten Methode peinlichster Detailschilderung in unlesbarer Kalendermanier eine Lanze zu Ehren Charlottens zu brechen, zu deren Ungunsten Keil das von ihm zuerst in vollem Umfang veröffentlichte Tagebuch Goethes aus den Jahren 1775 bis 1782 „mit leichter Hand misbraucht habe“, und um die Grundlosigkeit des von Lewes, Stahr, Keil u. a. erhobenen Vorwurfs, Charlotte habe mit Goethe die Ehe gebrochen, zu erweisen. Nach Dünzger mußte Corona sich mit einer unbeträchtlichen Nebenrolle in jenen kritischen Jahren von Goethes Leben begnügen. — Beide Bücher haben wegen ihres einseitig polemischen Charakters seinerzeit wenig Freunde gefunden, wenn auch Keils Darstellung mit allen ihren tatsächlichen Irrtümern, die Dünzger und andere Rezensenten längst berichtigt hatten, noch in den Gelegenheitsartikeln zu Coronas hundertfünfzigstem Geburtstag (1901) und hundertstem Todestag (1902) ebenso fleißig wie kritiklos ausgeschrieben worden ist. Wie es im Widerstreit der Meinungen zu gehen pflegt, ist das Verdienst der beiden feindlichen Brüder, den größten Teil dessen, was wir von Corona wissen, in ihren Schriften einander ergänzend festgelegt zu haben, oft über dem Tadel mit Unrecht ganz vergessen worden. Neben der Klage, daß das Bild der Künstlerin uns nur in nebelhaften Umrissen erscheine, begegnet uns in den Rezensionen von Keils und Dünzgers Monographien mehrfach die Behauptung, daß

die Zeit, Corona Schröter ein würdiges biographisches Denkmal zu errichten, noch nicht gekommen sei. Ja, Hermann Grimm erklärte 1876 in seinen klassischen Vorlesungen über Goethe:

„Ich würde gern hier noch von Corona Schröter, der Schauspielerin und Sängerin, reden, von der behauptet worden ist, daß sie Goethe näher gestanden habe als Frau von Stein selber, und bei der seine kürzlich publicirten Tagebücher allerdings erkennen lassen, in wie bedeutendem Maaße er seine Zeit zwischen ihr und Frau von Stein getheilt hat; doch es sind die Nachrichten über Corona Schröter so fragmentarisch, widerspruchsvoll und resultatlos, daß ihre Gestalt mit Sicherheit für Goethe's Leben noch nicht verwerthet werden kann.“

Man war der Meinung, daß Goethes von seinen Enkeln so ängstlich gehütetes Archiv auch über das Leben der Freundin noch manches aufschlußreiche Dokument berge. Aber diese Hoffnung hat sich in den bald zwanzig Jahren, die seit der Erschließung des Goetheschen Nachlasses für die Wissenschaft verfloßen sind, als trügerisch erwiesen. Die Santa casa am Frauenplan hat wohl Porträts und einen Gipsabguß der wohlgeformten Hand der Schönen, aber keine Zeile von ihrer Hand und keine Zeile Goethes an sie uns aufbewahrt. Der Biograph Coronas ist also im wesentlichsten Punkte heute nicht günstiger gestellt als seine Vorgänger. Wenn ich trotzdem

der Aufforderung des Herrn Herausgebers dieser Sammlung mit den nachstehenden Blättern entspreche, so geschieht das in der Überzeugung, daß eine ohne jede Voreingenommenheit und polemische Nebenabsicht geschriebene biographische Charakteristik der interessanten Frau und Künstlerin füglich keiner besonderen Rechtfertigung bedarf. Die Abteilungen III und IV der monumentalen Weimarer Sophien-Ausgabe von Goethes Lebenswerk vermitteln uns heute den authentischen Text der Tagebücher und Briefe des Dichters. In diversen Büchern und Zeitschriften verstreute, auf Corona bezügliche Briefe und Miszellen harrten der Einarbeitung an gehöriger Stelle des Baues einer neuen Lebensbeschreibung. Vor allem aber war ich in der angenehmen Lage, den Briefwechsel zwischen Corona und ihrem späteren Herzensfreunde Friedrich von Einsiedel, über dessen strenge Sekretierung von Pasqué bis Dünzler und Keil bewegliche Klage geführt worden ist, erstmalig für mein Buch zu benutzen. Er ist nach dem Tode seines Besitzers, des bekannten Sammlers Wendelin von Malzahn, vom Goethe- und Schiller-Archiv erworben worden. Dem Direktor desselben, Herrn Geheimen Hofrat Professor Dr. Bernhard Suphan, sage ich für die gütige Erlaubnis der Benutzung auch an dieser Stelle aufrichtigen Dank, nicht minderen Dank auch Herrn Professor Dr. Otto Francke in Weimar, der sich den Mühen der Abschrift und Kollationierung als stets bereitwilliger Helfer unter-

zogen hat. Auch dem Direktor des Goethe-National-Museums in Weimar, Herrn Geheimen Hofrat Dr. Carl Ruland fühle ich mich für Mittheilung von Coronas Testament und Auskünfte über die authentischen Porträts der Künstlerin dankbar verpflichtet. — Kann der jetzt erschlossene Briefwechsel Corona-Einsiedel uns für das Fehlen des unvergleichlich wichtigeren Goethe-Corona auch nicht entschädigen, so verbreitet er doch über die bisher arg im Dunkel liegende letzte Lebensperiode der Adressatin und Schreiberin erwünschtes Licht und gestattet uns manchen tiefen Blick in ihren Seelenzustand. Art und Zweck der Sammlung, der dieses Buch eingereiht ist, gestatten nicht die Beigabe eines Apparats von Anweisungen und Quellenverweisen, der wegen der ziemlich zahlreichen strittigen und dunkeln Punkte in der Geschichte des weimarischen Liebhabertheaters und der Beziehungen des Dichters, des Herzogs und der Sängerin des Interesses nicht entbehren würde. Es sei daher nur gesagt, daß ich bestrebt gewesen bin, das einschlägige Material in irgend erreichbarer Vollständigkeit, wobei naturgemäß manches oft Gesagte und Bekannte mit unterlaufen mußte, das aber in diesem Rahmen nicht fehlen durfte, entsprechend zu verwerthen, und daß ich anderseits das Hauptgewicht auf die psychologische Verknüpfung und Ausdeutung der überlieferten Tatsachen gelegt habe. Ich wage nicht zu hoffen, daß ich bei einem so viel umstrittenen und trotz aller Funde oft noch so

dunklen Thema überall das Richtige getroffen habe, aber ich denke, daß mein Buch, wenn auch cum studio, so doch sine ira geschrieben und geeignet ist, sowohl der großen Gemeinde der Goetheverehrer und -verehrerinnen wie den Sachgenossen einige Anregung zu vermitteln.

Berlin, im Juli 1904.

Dr. Heinrich Stümcke.





Corona Schröter.

Gemälde von Anton Graff im Großherzogl. Museum zu Weimar.

Die Kunst der Liebe ist nicht leicht zu lehren,
Denn sie ist nicht in Büchern zu finden,
Sie ist die Kunst, die man durch die That
Nur lernen kann, und die man nicht verliert.

Die Kunst der Liebe ist die Kunst, die man
Nur durch die That lernen kann,
Denn sie ist nicht in Büchern zu finden,
Sie ist die Kunst, die man durch die That
Nur lernen kann, und die man nicht verliert.
Die Kunst der Liebe ist die Kunst, die man
Nur durch die That lernen kann,
Denn sie ist nicht in Büchern zu finden,
Sie ist die Kunst, die man durch die That
Nur lernen kann, und die man nicht verliert.

Die Kunst der Liebe ist die Kunst, die man
Nur durch die That lernen kann,
Denn sie ist nicht in Büchern zu finden,
Sie ist die Kunst, die man durch die That
Nur lernen kann, und die man nicht verliert.
Die Kunst der Liebe ist die Kunst, die man
Nur durch die That lernen kann,
Denn sie ist nicht in Büchern zu finden,
Sie ist die Kunst, die man durch die That
Nur lernen kann, und die man nicht verliert.





Der alte Theatermeister war nach langem Kränkeln gestorben. Alle hatten den kleinen, gefälligen, unermüdlischen Mann gern gehabt und umstanden nun trauernd die Gruft auf dem Weimarer Friedhof, die den schlecht verzierten, bescheidenen Sarg für immer bergen sollte.

Ihr Freunde, Platz! Weicht einen kleinen Schritt!
Seht, wer da kommt und festlich näher tritt!
Sie ist es selbst, die Gute fehlt uns nie;
Wir sind erhört, die Musen senden sie.
Ihr kennt sie wohl; sie ist's, die stets gefällt;
Als eine Blume zeigt sie sich der Welt:
Zum Muster wuchs das schöne Bild empor,
Vollendet nun, sie ist's und stellt es vor.
Es gönnten ihr die Musen jede Gunst,
Und die Natur erschuf in ihr die Kunst.
So häuft sie willig jeden Reiz auf sich,
Und selbst dein Name ziert, Corona, dich.

Sie tritt herbei. Seht sie gefällig stehn!
Nur absichtslos, doch wie mit Absicht schön.
Und hoch erstaunt seht ihr in ihr vereint
Ein Ideal, das Künstlern nur erscheint.

Die schöne Corona Schröter, die erste Heldin
des fürstlichen Liebhabertheaters, der die Musen
Stümcke, Corona Schröter. 1

und Grazien ihre holden Gaben schon in die Wiege gelegt, bringt im Namen aller Beteiligten dem toten Meister den letzten Gruß und Dank dar:

Anständig führt die leiserhobne Hand
Den schönsten Kranz, umknüpft von Trauerband.
Der Rose frohes, volles Angesicht,
Das treue Veilchen, der Narzisse Licht,
Vielfält'ger Nelken, eitler Tulpen Pracht,
Von Mädchenhand geschickt hervorgebracht,
Durchschlungen von der Myrte sanfter Zier,
Vereint die Kunst zum Trauerschmucke hier;
Und durch den schwarzen, leicht geknüpften Flor
Sticht eine Lorbeerspiße still hervor.

Es schweigt das Volk. Mit Augen voller Glanz
Wirft sie ins Grab den wohlverdienten Kranz.
Sie öffnet ihren Mund, und lieblich fließt
Der weiche Ton, der sich ums Herz ergießt.
Sie spricht: den Dank für das, was du getan,
Geduldet, nimm, du Abgeschiedner an!
Der Gute wie der Böse müht sich viel,
Und beide bleiben weit von ihrem Ziel.
Dir gab ein Geist in holder, steter Kraft
Zu deiner Kunst die ew'ge Leidenschaft.

Sie war's, die dich zur bösen Zeit erhielt,
Mit der du krank als wie ein Kind gespielt,
Die auf den blassen Mund ein Lächeln rief,
In deren Arm dein müdes Haupt entschlief!
Ein jeder, dem Natur ein gleiches gab,
Besuche pilgernd dein bescheiden Grab!
Sest steh' dein Sarg in wohlgegnnter Ruh;
Mit lockrer Erde deckt ihn leise zu,
Und sanfter als des Lebens liege dann
Auf dir des Grabes Bürde, guter Mann!

In seinem Gedicht „Auf Niedings Tod“, mit dem Goethe das Andenken seines am 27. Ja-

nuar 1782 verstorbenen getreuen Hofebenenisten und Theatermeisters feierte und jene oft bewunderte „Vereinigung der sinnlichen Wärme und Anschaulichkeit hinsichtlich des Individuellsten und Besondersten, des Örtlichen und Momentanen, mit der heitern, fast Shakespeareschen, das Irdische idealisierenden Geisteshöhe“ erreichte, hat er auch der Frau, deren Name mit der Geschichte des Weimarer Liebhabertheaters und der ersten Weimarer Jahre Goethes unauflöslich verknüpft ist, ein Denkmal gesetzt, wie es schöner wohl keiner Künstlerin je zuteil geworden ist. Die feinste sinnigste Huldigung vor der Schönheit und vor dem künstlerischen Genius. Herzliche Dankbarkeit für die Frau, die die Huldinnen der munteren Singspiele, die vor allem Dianens hohe Priesterin wunschlos vortrefflich als Idealgestalt zuerst verkörpert hatte. Und noch etwas liegt in diesen Worten, die der Dichter an Corona richtet und von dem schönen Mädchen sprechen läßt: Goethe nimmt, wie mit dem ganzen Gedicht, Abschied von dem munteren Treiben des Liebhabertheaters und der tollen Weimarer Jugendjahre, Abschied von einem Jugendtraum, einer Liebe, Abschied von Corona . . .



I.

Guben und Warschau.

Sie war ein Musikantenkind. Ihr Vater, „Königlich Polnisch und Kurfürstlich Sächsischer, bei dem löblichen Graf Brühl'schen Regiment bestallter Hautboist“, der Sohn eines Zinngießers aus Eilenburg, hatte in dem Städtchen Guben in der Niederlausitz im Quartier gelegen und dort Maria Regina Hefter, die einzige Tochter eines biedereren Schuhmachers und Lohgerbers, kennen und lieben gelernt und am 29. März 1748 ihre Hand zum Ehebunde erhalten. Das erste Kind, die am 24. September 1748 geborene Regina Henriette, starb im zarten Alter. Drei Jahre später, am 14. Januar 1751, wurde dem Ehepaar wieder eine Tochter geschenkt, die in der Taufe am 19. Januar die Namen Corona Elisabeth Wilhelmine erhielt. Erst in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ist das richtige Geburtsdatum der nachmals so berühmt gewordenen Künstlerin festgestellt worden. In älteren Berichten wird stets das Jahr 1748 ge-

nannt, sie selbst scheint sich nach der Gewohnheit der Künstlerinnen um einige Jahre jünger gemacht und 1755 als Geburtsdatum angegeben zu haben. — Der Vater Schröter muß in dem kleinen Provinzialstädtchen nicht den rechten Boden zur Ausübung seiner Kunst gefunden haben, denn er siedelte 1755, als Corona etwa vier Jahre alt war, nach Warschau über, wo sich bei den damaligen engen Beziehungen zwischen dem sächsischen und polnischen Hofe für den ehemaligen Angehörigen eines Regiments, dessen Chef der allmächtige sächsische Minister Brühl war, vermutlich eine günstige Lebensaussicht infolge höfischer Beziehungen eröffnete. Wir sind über des Musikus' Lebensschicksale in den nächsten zehn Jahren nicht unterrichtet, indessen ist aus der Tatsache, daß er bis 1763 in der polnischen Hauptstadt weilte, wohl zu folgern, daß er seine Rechnung gefunden haben wird. Die kleine Corona lernte in Warschau nicht nur spielend polnisch, sondern, wie berichtet wird, auch französisch, englisch und italienisch. Für Zeichnen und besonders für Musik zeigte sie früh gleich ihren Geschwistern, den Brüdern Johann Samuel und Heinrich und der jüngsten Schwester Marie, ungewöhnliche Begabung, die Vater Schröter nach Kräften zu fördern sich angelegen sein ließ. Indessen war der ehemalige Regimentshoboist schwerlich der geeignete Pädagoge, eine zarte Mädchenstimme mit Bedacht zur Entfaltung zu bringen. Die berufenen Vertreter der heutigen

Gefangskunst, welcher Schule sie auch angehören mögen, stimmen mit den ärztlichen Sachautoritäten darin überein, daß eine berufsmäßige Ausbildung der Singstimme vor dem sechzehnten bis achtzehnten Lebensjahre wegen der meist unausbleiblichen schädlichen Folgen durchaus zu verwerfen und daß insbesondere während der sogenannten Mutationsperiode größte Schonung der Stimme erforderlich ist. Vater Schröter, der von der Blässe stimmhygienischer Theorien jedenfalls nicht angekränkt war, tat in der Freude über die hübsche natürliche Begabung des Töchterleins des Guten zu viel und forcierte die Singübungen namentlich in der Ausbildung der hohen Lage dermaßen, daß die hohen Töne schon in Coronas besten Jahren der Stärke und des rechten Glanzes entbehrten. Wenn das junge Mädchen trotz dieses in frühesten Jugend erlittenen Schadens dennoch eine gefeierte Größe des Konzertsaales wurde, so lag das nicht in letzter Linie daran, daß Mutter Natur ihr wie wenigen die rechte Gestalt gegeben hatte. Schon mit vierzehn Jahren erfreute sie sich eines wahrhaft jononischen Wuchses, vollendeter Anmut und Plastik der Bewegungen und jener gewissen, fast nur den vornehmen Polinnen eigenen, ernstesten Grazie des Anstandes, die nach Ansicht ihres ersten Biographen Falk eine Frucht des Warschauer Aufenthaltes war.

Als Corona zwölf Jahre alt war, zog es den Vater in die sächsische Heimat zurück. In Leipzig

begann sich nach Schluß des Siebenjährigen Krieges wieder ein reges musikalisches Leben zu entfalten, in dessen Mittelpunkt der Kantor Johann Adam Hiller, der Vater des deutschen Singspiels, getreten war. Schröter stand schon seit Jahren mit ihm in Beziehungen; vermutlich war Hillers damalige Braut und spätere Gattin, Henriette Schmidt aus Guben, identisch mit der im Taufregister der dortigen Haupt- und Stadtkirche als Patin Coronas aufgeführten Jungfer gleichen Namens. Vielleicht hatten auch die Beziehungen beider Männer zum gräflichen Hause Brühl — der Leipziger Kantor war eine Zeitlang Hofmeister eines Neffen des Ministers gewesen — die Bekanntschaft vermittelt: genug, Hiller hatte bei der Übersiedelung der Familie Schröter von Warschau nach Leipzig jedenfalls die Hand im Spiele, und von 1763 an sehen wir Schröter und seine talentvollen Kinder an der Seite und unter der Leitung dieses trefflichen Mannes wirken.



II. Leipzig.

Ich wünschte, mich ein Vierteljahr hier aufhalten zu können, denn es steckt unglaublich viel hier zusammen. Reichtum, Wissenschaft, Talent, Besiztümer aller Art geben dem Orte eine Fülle, die ein Fremder, wenn er es versteht, sehr wohl genießen und nutzen kann.“ So schrieb Goethe 1782 aus Leipzig an Frau von Stein und bestätigte damit den günstigen Eindruck, den er bereits während seines ersten Leipziger Aufenthalts als Student von der alten Pleißestadt erhalten hatte. Die Stürme des Siebenjährigen Krieges, so schwer sie auch gerade über Leipzig hinweggebraust waren, hatten die sächsische Metropole dennoch in ihrer Entwicklung nicht dauernd hemmen können. Trotz der hoch und dräuend um die alte Stadt sich schließenden Mauern und Basteien hatte der Herzog Ferdinand von Braunschweig 1756 im kecken Handstreich mit seinen Zietzenhusaren Leipzig besetzt und die erste Kontribution von zwei Millionen Talern

eingetrieben, der im Laufe der Kriegsjahre noch so manche andere Million folgen sollte. Die Vorstände des Magistrats und der Kaufmannschaft, die sich der Zahlung weigerten, hatte König Friedrich kurzerhand in die Verließe der alten Pleißenburg werfen lassen und durch die Haft bald mürbe gemacht. Wurde die Stadt zur Abwechslung einmal von Sachsens Verbündeten, den Kroaten, besetzt, so hatten Hab und Gut der Bürger und Frauenehre unter der Beute gier und schamlosen Zudringlichkeit der angeblich befreundeten Soldateska noch mehr zu leiden als von seiten der Preußen. Eine 1759 anonym erschienene Operette „Der Soldat im Winterquartier“ gibt uns von den damaligen Zuständen ein recht anschauliches Bild. Wenn Leipzig auch erst 1768 in einer moralischen Schilderung des Baron Ehrenhausen jene Bezeichnung „Paris im kleinen“ erhielt, die später in Goethes Fassung „es ist ein Klein-Paris und bildet seine Leute“ zum weltbekannten, geflügelten Worte werden sollte, so bewährte es doch schon damals unter Frauen und Studenten den Ruf der galanten und lebenslustigen Stadt, die aus drei unver sieglichen Quellen, der weltberühmten internationalen Messe, dem Buchhandel und der Universität stets neue Lebenskraft schöpfte. Die Worte, mit denen der preußische Reitergeneral Seydlitz einem sächsischen Kommerzienrat in schweren Tagen Mut zusprach: „Seien Sie getrost, und wenn der König das Pflaster Ihrer Stadt aufriße und sein Berlin

damit pflastern ließe, so würde er doch den Segen von Leipzig nicht nehmen, welcher alle diese Erpressungen in Kürze vergessen machen wird“, waren von prophetischer Richtigkeit. Als Theaterstadt hatte seit den Tagen Meister Veltens und der Neuberin Leipzig seinen festgegründeten Ruf. Von der Orgelbank seiner Thomaskirche war durch das Genie Johann Sebastian Bachs eine Reformation der geistlichen und weltlichen Musik ausgegangen. Bereits aus dem Jahre 1736 weiß ein Chronist zu melden, daß „die beiden öffentlichen Musikkonzerte in beständigem Flor seien“. Sie standen unter dem Einfluß kirchlicher und akademischer Kreise und trugen weniger den Charakter gesellschaftlicher Unterhaltung. Es lag nahe, daß auch die reiche kunstfreundliche Kaufmannschaft der Stadt unmittelbaren Einfluß auf das Leipziger Musikleben zu nehmen wünschte: neben das Collegium Academicum trat der „Konzertverein der Herren Kaufleute“. Am 11. März 1743 wurde das Große Konzert, der Vorläufer der weltberühmt gewordenen Gewandhauskonzerte, von sechzehn angesehenen Persönlichkeiten Leipzigs sowohl adligen wie bürgerlichen Standes begründet. Jeder Stifter mußte vierteljährlich einen Louisdor entrichten. Die Aufführungen fanden so viel Beifall, daß bereits nach vier Wochen das ursprüngliche Lokal in der Grimmaischen Gasse gegen ein größeres vertauscht werden mußte. Während der Kriegsjahre ging das Konzert ein; 1763

jedoch bemühten sich neun angesehene Bürger, theils Gelehrte, theils in Leipzig ansässige Kaufleute verschiedener Nationen, das Musikleben wieder in Flor zu bringen, und mieteten für die Konzertaufführungen den großen Saal im Gasthaus „Zu den drei Schwanen“ am Brühl. In der Person Johann Adam Hillers wurde ein trefflicher Dirigent gefunden. Im Jahre 1728 in einem Dörfchen der Oberlausitz als Sohn eines armen Schulmeisters geboren, war Hiller schon früh durch seine musikalische Begabung aufgefallen und durch einen Gönner auf die Kreuzschule in Dresden gelangt, wo er bei einem Kantor musikalischen Unterricht erhielt. Im Jahre 1751 bezog er die Universität Leipzig, um Jurisprudenz zu studieren. Seiner Musikleidenschaft blieb er jedoch treu. Unter den Kommilitonen galt er als guter Sänger, und die Opern und Oratorien Hesses zogen ihn derartig an, daß er ganze Partituren sich abschrieb. Er begleitete dann im Jahre 1758 den jungen Grafen Johann Heinrich Adolf Brühl als Hofmeister auf die Universität und erhielt in dieser Stellung zu den angesehensten Familien der Stadt Zutritt. Auch der Freundschaft Gellerts, des populärsten der damaligen Leipziger Professoren, durfte er sich rühmen. Da Hillers musikalische Fähigkeiten in weiten Kreisen bekannt und geschätzt waren, so wurde er 1762 von befreundeten Kavalieren „zur Unternehmung eines Konzertes auf Subskription ermuntert“. Hiller entsprach der An-

regung und nahm die damit verbundene erhebliche Mühe und Verantwortung auf sich aus Begeisterung für die Sache, nicht nur pekuniären Gewinnes halber, denn erst im Jahre 1778 bekam er ein kleines festes Gehalt; bis dahin mußte er durch Unterrichtsstunden und fabrikmäßig betriebenes Übersetzen französischer Romane und Memoirenwerke seinen Unterhalt fristen.

Aus der Feder Johann Friedrich Reichardts, des nachmaligen gefeierten Komponisten und Kapellmeisters Friedrichs des Großen, haben wir aus der Mitte der siebziger Jahre eine recht anschauliche Schilderung des Lokals und der Zuhörerschaft jener Konzerte. Der Eingang zum Konzertsaal hatte etwas Mystisches, indem man durch eine gemeine Herberge einen dunklen Gang heraufgeführt wurde, nach dem man eher ein heimliches Halsgericht vermuten sollte, als einen hellen Saal voll galanter Gesellschaft, die vielleicht ein wenig mehr gepudert war, ein wenig steifer saß und ein wenig unverschämter über die Musik räsonierte, als es in anderen großen Konzerten geschieht, übrigens aber die schöne Gabe des Plauderns und Geräusches mit allen anderen Konzertgesellschaften gemein hatte. Zur Aufrechterhaltung der Ordnung stand einer der zum Vorstand gehörigen Kaufleute da und klopfte, falls die Gesellschaft gar zu laut wurde, mit einem großen Hauschlüssel ans Klavier, was aber nur den Effekt hatte, das Instrument zu verstimmen. Die Damen, die nach Reichardts

Bericht meisterlich ihr Näschen rümpften, wenn ein Herr die schreckliche Sünde wider den guten Ton beging, mit Stiefeln statt mit Eskarpins und Schnallenschuhen den Konzertsaal zu betreten, ließen sich im Plaudern und Medijieren nicht stören. Wenn mithin auch das Publikum, wie es ja auch heute noch meist der Fall ist, den rechten Ernst und das rechte musikalische Verständnis in seiner Gesamtheit vermissen ließ und der Besuch bei vielen nur Modesache war, nicht einem inneren Bedürfnis entsprang, so standen doch die musikalischen Darbietungen nach dem einstimmigen Urteil der Zeitgenossen auf einer ganz respektablen Höhe. Das Orchester war aus 16 Violinen, 3 Bratschen, 2 Cellos, 2 Kontrabässen, 2 Flöten, 2 Oboen, 2 Fagotten, 2 Hörnern und einer Laute zusammengesetzt. Hiller dirigierte am Flügel sitzend. In jedem Winter fanden 24 Konzertabende statt, an denen Symphonien, Arien, Vokalmusik und Orchesterwerke zu Gehör gebracht wurden. Das Orchester brauchte, wie die Zeitgenossen versichern, den Vergleich mit der geübtesten fürstlichen Kapelle nicht zu scheuen. Weniger gut scheinen die Solisten gewesen zu sein, namentlich Sänger und Sängerinnen. Wie Hiller in seiner Selbstbiographie berichtet, hat „er es sich nach Übernahme der Konzertleitung angelegen sein lassen, den Gesang in eine bessere Gestalt zu bringen, denn dies wesentliche Stück hatte man ehemals zu sehr als Nebensache angesehen“. Unter solchen Umständen

war es ihm hochwillkommen, in der jungen Corona Schröter eine vielversprechende Gesangkraft für seine Musikabende zu gewinnen. Da Hiller in seinen beiden Schriften „Anweisung zum musikalisch richtigen und musikalisch zierlichen Gesang“ (1774 und 1789) sich für seine Zeit als ein recht tüchtiger Theoretiker erwiesen hat und zugleich über die nötige praktische Erfahrung verfügte, so dürfen wir annehmen, daß sie ihre Fortschritte, die sie befähigten, bereits 1765 in dem großen Konzert aufzutreten, im wesentlichen Hillers Unterweisung zu verdanken hat. Im folgenden Jahre erhielt Corona eine gefährliche Rivalin in der fast gleichaltrigen Gertrud Elisabeth Schmeßling, der späteren gefeierten Frau Mara. Frau Sama, die ja gern die Herkunft und Jugendchicksale späterer Berühmtheiten romantisch ausschmückt, wollte wissen, daß Hiller das junge Mädchen entdeckt habe und auf ihre schöne Stimme aufmerksam geworden sei, als sie in einem Leipziger Konzertgarten als Harfenmädchen in Begleitung ihres die Geige spielenden Vaters auftrat. Hiller habe sie dann in sein Haus genommen und ihre Stimme ausgebildet. In Wahrheit war die Schmeßling jedoch längst eine bekannte fertige Künstlerin, als sie nach Leipzig von Hiller für das Große Konzert engagiert wurde. Ihr Vater, ein ungebildeter Musikus, hatte schon früh begonnen, das Talent des vielversprechenden musikalischen Wunderkindes auszubeuten und die Kleine in Frankfurt, Wien

und London als Violinvirtuosin auftreten zu lassen. Gelegentlich eines Hofkonzertes in London soll ihre schöne Stimme entdeckt worden sein. Ein italienischer Gesangspädagoge von Ruf übernahm dann die weitere Ausbildung, und in ihrem siebzehnten Jahre war die Schmeßling auch als Sängerin bereits konzertreif. Ihr Stimmumfang erstreckte sich vom eingestrichenen *g* bis zum dreigestrichenen *e* und war in allen Lagen gleich gut ausgebildet und so kräftig, daß sie Chor und Orchester von 50 Personen, Pauken und Trompeten im fortissimo übertönte. Mit körperlichen Reizen war sie dagegen von der Natur nicht eben verschwenderisch ausgestattet, insbesondere sollen ihre Bewegungen eckig gewesen sein soll, ihr Gang der Grazie entbehrt haben. Auch ihre allgemeine Bildung wird im Gegensatz zu der Coronas als recht mangelhaft geschildert. Es konnte nicht fehlen, daß der Wettstreit der beiden jungen Künstlerinnen die Leipziger Musikenthusiasten in zwei Lager teilte. Die Partie der Kaiserin Helena in Hesses Oratorium, die sie abwechselnd sangen, bot zu Vergleichem besondere Gelegenheit. Die Majorität der Konzertbesucher, unter denen die Studentenschaft stark vertreten war, entschied sich für die im üppigsten Jugendreiz prangende Corona. „Sie ist eine sehr empfindungsvolle Sängerin und trägt das Adagio meisterhaft vor,“ bemerkt der verdienstvolle Gerber in seinem Tonkünstlerlexikon und hat damit wohl Coronas Stärke und zugleich

die Grenzen ihrer Begabung treffend charakterisiert. Auch Goethe, der im hohen Alter in einer kurzen Betrachtung über das Leipziger Theater während der Jahre 1765–68 seiner einstigen Freundin gedachte, gibt zu, daß Corona „es an Stimme und Talent mit der Schmeßling nicht aufnehmen konnte, wegen ihrer schönen Gestalt, ihres vollkommen sittlichen Betragens und ihres ernstern, anmutigen Vortrages indessen eine allgemeine Empfindung erregte, welche sich, je nachdem die Personen waren, mehr oder weniger als Liebe, Achtung oder Verehrung zu äußern pflegte“. „Verschiedene ihrer Anbeter,“ fährt Goethe fort, „machten mich zum Vertrauten und erbaten sich meine Dienste, wenn sie irgend ein Gedicht zu Ehren ihrer Angebeteten heimlich wollten drucken und austreuen lassen.“ Ein als Flugblatt erschienenenes und am 28. Dezember 1767 auch in Hillers „Wöchentlichen Nachrichten und Anmerkungen die Musik betreffend“, mit dem Vermerk „von einem Unbekannten verfertigt und ausgegeben“ abgedrucktes Gedichtchen „An Demoiselle Schröter“ wurde Goethe zugeschrieben:

Unwiderstehlich muß die Schöne uns entzücken,
Die frommer Andacht Reize schmücken.
Wenn jemand diesen Satz durch Zweifel noch entehrt,
So hat er Dich niemals als Helena gehört.

Spätere Herausgeber von Goethes Werken haben Goethes Autorschaft angezweifelt und dies Verschen unter die Gedichte zweifelhaften Ursprungs verwiesen. Als gewichtiger Grund gegen die

Echtheit spricht in der That, daß wir von Goethe aus demselben Jahre 1767 ein durchaus authentisches und weit gelungeneres Verschen an die Demoiselle Schmebling nach Aufführung der Haffeschen Santa Elena al Calvario besitzen:

Leipzig 1771.

Klarster Stimme, froh an Sinn,
Reinste Jugendgabe,
Sogst du mit der Kaiserin
Nach dem heiligen Grabe.
Dort, wo alles wohl gelang,
Unter die Beglückten
Riß dein herrschender Gesang
Mich, den Hochentzückten.

Im Jahre 1831 wurde der greise Olympier von Kapellmeister Hummel aufgefordert, zu der Feier des zweiundachtzigsten Geburtstages der Mara-Schmebling ein Lied beizusteuern, das Hummel komponieren wollte. „Da war es mir denn sehr angenehm,“ äußerte Goethe zu Zelter, „daß ich 1771 als ein erregbares Studentchen der Mademoiselle Schmebling wütend applaudiert hatte. Das gab denn einen artigen, parallelen Gegensatz, und so waren ein paar Strophen leicht entworfen.“ Daß der Greis in der Erinnerung an ein mehr als sechzig Jahre zurückliegendes Ereignis sich im Datum irrte — er hatte ja bereits im August 1768 Leipzig Valet gesagt — hat nichts auf sich. Die Tatsache, daß er damals auch der Mara huldigte, ist uns durch diese Brieffstelle doppelt bezeugt. Daß er bei einer anderen Auf-

führung des Oratoriums, von der Leistung Coronas bezaubert, auch die andere Helena poetisch verherrlicht hat, wird man gerade bei Goethes leichter Beeinflussung durch den jeweiligen Eindruck natürlich nicht in Abrede stellen können, zumal wenn wir annehmen, daß er die leicht hingeworfenen Verse einem mit dem Pegasus weniger vertrauten Freunde kameradschaftlich zur Verfügung gestellt hat. — Wohl um dieselbe Zeit hat Johann Joachim Eschenburg, bekannt als erster deutscher Übersetzer Shakespeares, der damals gleichfalls in Leipzig studierte, in einem im Almanach der deutschen Muses 1772 abgedruckten Gedichte „An die kleine musikalische Familie des Herrn Schröter“ Corona seine Huldigung dargebracht:

Sind aus den klangerfüllten Sphären
Drey Engel auf die Welt gesandt,
Um neuen Wohlklang uns zu lehren
Mit zauberischer Keh! und Hand?

Wer wars, der ihren jungen Seelen
Den Reichthum aller Harmonie,
Und Gaben, die oft Männern fehlen,
Und schmelzendes Gefühl verlieh?

Wem lernten dieses Mädchens Ohren
Die Mächte des Gesanges ab,
Der von der Lust, die wir verloren,
Uns die Erinnerung wieder gab?

Als noch nicht unsern trunknen Blicken
Der Pomp der Oper sich verschloß,
Und mild in unser Herz Entzücken
Der feyerlichsten Töne floß:

So ward uns igt, als Deine Töne
Vor unserm Ohr vorüberflohn,
Beflügelt zwar, o sanfte Schöne,
Und doch voll Ausdruck jeder Ton!

Gleich den bald schmeichelnden, bald scharfen
Akkorden, die Dein Bruder schlägt;
So zaubernd tönen Aeolsharfen,
Wenn sie der Hauch des Zephyrs regt.

Und o! des anmuthvollen Knaben,
Dem Tonkunst und Natur so früh
Die göttlichsten von ihren Gaben
Und zaubernde Musik verlieh!

Kaum sichtbar denen, die ihm schweigen,
Und schweigend staunen, wenn er spielt,
Und kühn der kleinsten aller Geigen
Mit schöpferischem Strich befehlt.

Euch lächelten der Fürsten Blicke,
Auch unsrer Fürsten, Beifall zu;
Ihr, werth des Beifalls! fernerm Glücke
Führ' Euch ein günstig Schicksal zu.

Geht an des treuesten Vaters Händen
Der Künste Laufbahn; zeigt uns dann,
Wie viel, sie glücklich zu vollenden,
Talent, Geschmack und Eifer kann.

Der so gefeierte jugendliche Klavierspieler war Coronas 1753 geborener Bruder Johann Samuel, der ursprünglich als Altsänger im Großen Konzert mitgewirkt hatte, und nachdem er 1767 seine Stimme verloren, sich als Klaviervirtuose produzierte. Der zweite Bruder Johann Heinrich trat schon mit sieben Jahren als Violinspieler öffentlich auf und wurde in späteren Jahren als

Virtuose auf einer besonderen Art von Harmonika eine viel bewunderte Spezialität.

Andere Verehrer Coronas, wie der als Komponist zahlreicher Singspiele später bekannt gewordene Daniel Schiebeler, machten ihrer Begeisterung für ihr Ideal in Spottversen auf Coronas Rivalin Luft. So geißelte Schiebeler z. B. die in einem Oratorium ihm übermäßig dünkende Bravour der Schmeuling im Koloraturgesang mit dem boshafsten Epigramm:

„Doll heilger Andacht glühte unsre Brust.
Und Du belästigst uns mit muntern Hochzeitstänzen?
Besinne Dich! Der Herr hat keine Lust
An hellen Trillern und Cadenzen.“

Ein anderer Musikenthusiast und Kunstkenner im damaligen Leipzig, Franz Wilhelm Kreuchau, stellte Corona gleichfalls über die Schmeuling. Friedrich der Große ließ die letztere mit dem hohen Gehalt von 3000 Talern 1771 als Hoffängerin engagieren, was die guten Leipziger, die begreiflicherweise ohnehin auf den siegreichen Preußenkönig nicht gut zu sprechen waren, als neuen Racheakt gegen ihre Stadt betrachteten. Kreuchau tröstete sie jedoch mit den Worten: „Friedrich sei von seinen Sendboten schlecht informiert worden, sonst würde er nicht die Mara, sondern die Schröter debouchiert haben,“ und er wollte, wie Nicolai erzählt, sich nicht überzeugen lassen, daß Corona trotz ihrer junonischen Gestalt und ihres schönen Gesichtes als Künstlerin den

verwöhnten Ansprüchen des großen Königs nicht hätte genügen können, da dieser bekanntlich lange Zeit überhaupt keine deutsche Sängerin gelten lassen wollte und den derben Ausdruck tat: lieber wolle er sich von seinem Pferde etwas vorwiehern lassen, als eine deutsche Primadonna anhören. Als begeisterter Parteigänger der Schmehlung tat sich dagegen der uns 1767 gleichfalls im Leipziger Goethekreis begegnende Karl Matthäi hervor. Als seine Göttin wieder einmal ihre Bravourarie beendet hatte, schlich sich das kleine, furchtsame, braune Studentchen hinter der Stiege hervor, die das Podium vom Saal trennte, und mit einem Feuer, „wie Venus den Endymion geküsst,“ küßte er ihr die Hand, und sie neigte sich tief und erwiderte die Huldigung mit einem herzlichen Händedruck, den der entzückte Jüngling sein Lebtag nicht vergessen hat.

Eine Auszeichnung eigener Art wurde Corona durch die Widmung der 1775 erschienenen „Chronologie des deutschen Theaters“, jenes bedeutendsten der älteren theatergeschichtlichen Versuche in Deutschland, zuteil, der den Gießener Professor Christian Heinrich Schmid und den jungen Leipziger Buchhändler Johann Gottfried Dyck zum Verfasser hatte. Dyck hatte es zur Abwechslung nicht die Sängerin, sondern die Schauspielerin Corona angetan, die in Liebhabervorstellungen, welche in dem reichen und kunstfreundlichen Hause Breitkopfs u. a. veranstaltet wurden, auch auf diesem Gebiete eine reizvolle Begabung an den

Tag gelegt hatte. „Wenn schon öfters,“ heißt es in Dnks Widmung, „Autoren Ihren musikalischen Talenten gehuldigt haben, so hat noch keiner gegen Ihre theatralischen die öffentliche Ehrfurcht an den Tag gelegt, die Ihnen gebührt. Stolz darauf, hierinnen der erste zu seyn, setze ich Ihren Namen kühn vor diesen Versuch einer Geschichte des deutschen Theaters. So oft ich von meinen Freunden Klagen über den Mangel an Schauspielerinnen hören mußte (denn hierinnen hat das deutsche Theater unstreitig zu wenig Zuwachs), so oft ich den Gründen nachdachte, welche von der Seite die Aufnahme unsrer Bühne hindern; so entstand in mir jederzeit der Wunsch, unser Theater möchte so eingerichtet seyn, daß Personen wie Sie es ohne Bedenken betreten könnten. Da ich der Privattheater keine Erwähnung thun durfte, so konnte ich auch nicht von demjenigen reden, auf welchem Sie die Rollen der Eugenie und der Cäcilie (im Galeerensklaven) mit solchem Beyfalle vorgestellt haben, daß man Ihnen von unsern eigentlichen Schauspielerinnen niemand als Madam Seiler und Madam Starke an die Seite zu setzen wußte. Daß solche Talente aber je auf öffentlicher Bühne glänzen könnten, wann steht dies zu hoffen? Wer entschließt sich gern, andre Verbindungen aufzugeben und sich ihr zu weihen, so lange sie keine öffentliche Anstalt wird? Nie aber wird sie dies werden, wenn nicht — welches fast unmöglich ist — der vernünftigen Liebhaber derselben so viel werden, als

es jetzt unvernünftige giebt. Die Bühne zu schätzen erfordert Verstand, da man blos Augen und Ohren nöthig hat, um an Malerey und Musik Geschmack zu finden. Ich sage Geschmack; denn Oesers Malereyen und Ihr Gesang, wenn er sich einem Hasse nachschwingt, erfodert eine Kennerschaft, die nicht so gemein ist: und Gemälde, welche zu denken geben, Musik, welche feinere Empfindungen erregt, finden immer auch die wenigsten Verehrer." Wie Friederike Oeser, die Tochter des berühmten Kupferstechers, in deren Hause Corona damals freundschaftlich verkehrte, in einem Briefe mittheilt, war die Künstlerin über diese Zueignung nicht nur nicht erbaut, sondern im Gegentheil sehr beleidigt, „ungeachtet sie fast alle die Lobsprüche, die ihr darinnen gegeben werden, verdient.“ Friederike sucht anfänglich den Grund in der Persönlichkeit Schmid's, der als „Verfasser mancher alberner Satire auf manche würdige Männer“ und als literarischer Händelsucher nicht eben den besten Ruf genoß, bemerkt dann aber in einem Postskriptum, die Zueignungsschrift stamme nicht von Schmid, sondern von einem jungen Buchhändler (dem oben genannten Dnck), der sterblich in Demoiselle Schröter verliebt wäre. Auch die verliebten Aufmerksamkeiten und Bemühungen anderer Männer ließ sie sich zwar gefallen und dankte gelegentlich mit einem Gruß oder Lächeln, aber sie wies durch herbe, jungfräuliche Sprödigkeit jede zu kecke Annäherung und Vertraulichkeit in die

Schranken. Auch vor der Ehefessel scheute die ganz in ihrer Kunst Aufgehende zurück. Dr. Karl Wilhelm Müller, eine der angesehensten Persönlichkeiten Leipzigs und Mitglied des Stadtrates, auch ein hochbegabter Freund und Kenner der schönen Künste, der 1781 den Gewandhauskonzerten ihre welthistorische Stätte bereitet hat, hielt Ende der sechziger Jahre um Coronas Hand an. Aber sie schlug die Werbung des dreiundzwanzig Jahre älteren Mannes aus, der dann bis zum Ende seiner Tage — er starb 1801 als Bürgermeister und geheimer Kriegsrat — unvermählt geblieben ist. Wie nachhaltig seine Neigung zu dem schönen Mädchen gewesen, beweist auch der Umstand, daß er noch in den achtziger Jahren ihr Porträt von Meister Anton Graff malen ließ. Nach Müllers Tode erwarb es der Herzog Karl August.

Seit dem Abgang der Schmeßling erfreute sich Corona ohne Rivalin ihrer Stellung als Primadonna des Großen Konzerts. Sie wohnte damals im Richterschen Garten vor der Stadt im Hause des Kunstgärtners Probst, dessen Tochter Wilhelmine ihre vertrauteste und treueste Freundin wurde. Im Jahre 1771 gewann sie auch in dem damals neunzehnjährigen Studiosus Johann Friedrich Reichardt aus Königsberg einen ihrer begeistertsten Verehrer, der im Gegensatz zu vielen anderen ihr durch die gleiche glühende Leidenschaft für die Musik besonders sympathisch war. Reichardt gibt uns in seiner Selbstbiographie

über seinen Verkehr mit Corona einen sehr anschaulichen Bericht:

„Ich sah die schöne, herrliche Künstlerin Corona Schröder und ward zum ersten Mal im Leben von heißer, inniger, tiefbegeisterter Liebe erfüllt und ganz durchdrungen. Sie ward mir die Sonne, die Tag und Nacht, Freud und Leid mir bestimmte, alles erhellte oder verdunkelte. Das Jahr, welches ich in Leipzig zubrachte, habe ich eigentlich nur für sie gelebt, so mannigfach ich mich auch nach vielen Seiten hin daneben zu beschäftigen suchte. Jeder Morgen und jeder Nachmittag ward fast ganz mit ihr, in ihrer Gartenwohnung vor der Stadt, an ihrem Flügel bei Hasseschen Partituren verlebt. Und wie verlebt! Sie sang, wenn gleich mit bedeckter Stimme — denn diese war durch unvernünftige Anstrengung beim Unterricht, um den höchst möglichen Umfang zu erzwingen, früh geschwächt worden — mit ganzer Seele und großem Ausdruck. Besonders declamirte sie das Recitativ meisterhaft. Ihre schöne Gestalt, ihre edle, hohe Haltung, ihr bewegliches, ausdrucksvolles Gesicht gab diesem recitativischen Vortrag eine Kraft, einen Zauber, den ich nie gekannt, vorher nie empfunden hatte. Für sie componirte ich die ersten italienischen Arien nach Poesien von Metastasio, fühlte aber sehr wohl, wie sie für eine solche Sängerin noch nicht gut genug waren, und kam gerne immer wieder mit ihr zu den Hasseschen Meisterscenen zurück, die sie so unübertreff-

lich vortrug. Besonders eine große Szene aus Haffe's „Artemisia“, die mit der Arie schließt: „Rendetemi il mio ben, numi tiranni“, konnte man gar nicht oft genug von ihr hören, und es verging selten ein Tag, wo ich sie nicht von ihr mir erbat; aber auch nie habe ich ihr ohne die tiefste Herzensbewegung gelauscht. Dieser hohe Genuß hat mich vielleicht allein zu dem Künstler gemacht, der ich geworden bin.“

Auch vor einer wenn auch beschränkten Öffentlichkeit zeigten die beiden jungen Leute sich gemeinsam in ihrer Kunst, indem sie in Liebhaberkonzerten im Richterschen Gartensaal auftraten. „Nach einem solchen Konzert, das sie sehr erfreut und gerührt zu haben schien,“ erzählt Reichardt, „wagte ich es ihr in einem Gange des Gartens einen Kuß zu geben, der aber durch die spröde, wegwerfende Art, mit der sie diese Frechheit zurückwies, der einzige blieb. Ein leiser Händedruck, ja eher Fingerdruck blieb die höchste Belohnung für mein treues Dienen und die grenzenlose Verehrung und Liebe, die ich ihr zollte.“ In dem Bewußtsein ihrer Macht scheint das schöne zwanzigjährige Mädchen ihrem Anbeter gelegentlich auch einen unschuldigen Poffen gespielt zu haben. So sprach sie sich einmal über eine besondere Art von Herrenrock sehr beifällig aus, und der junge Studiosus, der wie der junge Goethe von Hause aus viel Wert auf modische, ja kokette Tracht legte, hatte nichts eiligeres zu tun, als sich ein derartiges Kleidungs-

stück anfertigen zu lassen und der Geliebten sich darin zu präsentieren. Aber Corona lachte ihn herzlich aus und erklärte, daß sie einen derartig kostbaren, mit rotem Atlas gefütterten, schwarzen Sammetrock nur bei alten Herren liebe. Einem oberflächlichen Beobachter mag die unermüdlige Hingebung Reichardts, der seiner Angebeteten wie ein Schatten folgte, leicht komisch erscheinen sein. Als Johann Jacob Engel, der bekannte Berliner Poet und spätere Hoftheaterdirektor, 1772 seine komische Oper „Die Apotheke“ erscheinen ließ, in der das Liebespaar Trönchen und Reiger hieß, wollte man in Corona und Reichardt die Modelle erblicken. Die Ähnlichkeit erscheint aber doch recht gering, denn wenn auch des Apothekers Töchterlein den jungen, verliebten Advokaten einmal neckisch zurückstößt, so hatte er sie doch vorher nach Herzenslust umarmen und küssen dürfen, und sie singt auf seinem Schoße sitzend ihm das Lied vor, bei dessen Vortrag er sich einst in sie verliebt hat. Auch zeigt das Trönchen der Operette nicht das vollkommen sittliche Betragen, das der jungen Schröterin allgemein nachgerühmt wurde, sondern täuscht ihren alten Vater, der von der Heiratspartie anfänglich nichts wissen will, mit der Dreistigkeit und Pfiffigkeit einer Pariser Kammerjungfer. So konnten die angeblichen Modelle sich schwerlich getroffen fühlen, aber für die, welche um Reichardts Verehrung für die Schröter wußten, mag die Namensgleichheit oder Ähn-

lichkeit einen gewissen pikanten Reiz gehabt haben.

Hatte es der jugendlichen Mädchenknospe schon nicht an Bewunderern gefehlt, so erregte die voll erblühte Rose nicht nur schmachttende Bewunderung, sondern auch unerlaubte Begierde. Der Schar der ehrbaren Anbeter, die dem schönen Mädchen gern Herz und Hand zum Ehebund gereicht hätten, gesellte sich auch Christian Gottfried Körner, der spätere Freund Schillers und Vater Theodor Körners, der damals in Leipzig seine Studien absolvierte, bei, aber auch seine Neigung wurde von Corona nicht erwidert. Das schöne Äußere der Sängerin setzte sogar den im Verkehr mit hübschen Frauen verwöhnten Schauspielerdirektor Seyler in Flammen. Ganz begeistert schrieb er 1774 an seinen Freund, den Buchhändler Bertuch in Weimar, der gleichfalls zu Coronens Verehrern zählte: „Und die Schröderin? O welch ein Mädchen! Ich verzeihe Ihnen jetzt Ihre ganze Entzückung! Und Donna Koch?“ (eine damals viel gefeierte Leipziger Sängerin), „welch ein Nichts in Vergleichung mit ihr; ein einziger Blick von ihr ist mir lieber als der Koch ganzes Hallelujah!“ Während keiner dieser akademischen und bürgerlichen Verehrer Coronas sich eines größeren Entgegenkommens rühmen durfte, scheint es der weltmännischen Eleganz und gewissenlosen Überredungskunst eines gräßlichen Don Juans gelungen zu sein, das schöne Mädchen wenigstens für eine kurze Weile zu

betören und auf einen gefährlichen Pfad zu locken. Wie später die von allen Seiten umschwärzte Henriette Sonntag dem lockenden Glanz der neunzackigen Krone nicht zu widerstehen vermochte und sich dem Grafen Rossi heimlich antrauen ließ, so glaubte damals wohl auch die Tochter des armen Musikus aus Guben, ihr freies Künstlertum mit dem sorgenlosen Leben an der Seite eines gräflichen Gatten vertauschen zu dürfen, und folgte ihrem Anbeter nach Dresden, wo angeblich die Trauung stattfinden sollte. Über die Einzelheiten der Affäre sind wir ganz im Dunkeln. Wir wissen nur, daß ältere und erfahrenerer Leipziger Freunde der jungen Sängerin, die gegen die ehrlichen Absichten des Grafen begründete Zweifel hegten, im entscheidenden Moment dazwischen getreten sind und Corona vor einer Enttäuschung bewahrt haben, die sie bei ihrem tief angelegten Charakter vermutlich fürs Leben geknickt haben würde. Wir besitzen einen Brief Goethes an seinen und Coronas gemeinschaftlichen Bekannten, den Kaufmann Steinauer in Leipzig, in dem es heißt: „Danke, daß Sie Tröndchen so erwischt haben. Sie sind ein ganzer Mann.“ In einem späteren Briefe bittet er ihn, „die Schröter, den Engel,“ zu trösten. Wir dürfen wohl annehmen, daß der genannte väterliche Freund das Liebespaar bei dem entscheidenden Rendezvous im Moment der Flucht überrascht und den Verführer vertrieben hat, noch ehe er die vermutlich beabsichtigte Schein-

trauung, die ihm Corona in die Arme geliefert hätte, in Szene gesetzt hatte. Wenn uns, wie gesagt, über diese Affäre auch keinerlei nähere Einzelheiten überliefert worden sind, so wird trotz der leicht begreiflichen Diskretion aller Beteiligten doch etwas durchgesickert sein und die Neugierde und der Klatsch sich geregt haben, Erscheinungen, die sicherlich nicht dazu beitrugen, Coronen den Leipziger Aufenthalt angenehm zu machen. Aber ein anderer, gewichtigerer Umstand kam hinzu, der sie in Stunden ruhiger Überlegung mit bangen Zweifeln erfüllen mußte, ob sie auf die Dauer ihre Primadonnenstellung würde behaupten können. Wir sahen vorhin, daß selbst ein so schwärmerisch begeisterter Verehrer Coronas, wie Reichardt, für jenen durch den unvorsichtigen Jugendunterricht verursachten Fehler in ihrer Stimme nicht blind war. Und Friederike Oeser, die doch nichts weniger als Doreingenommenheit gegen sie bekundet, schrieb 1775 an eine im Ausland lebende Tante, die sich für das Leipziger Kunstleben interessierte, u. a. über die Schröter: „Allein ungeachtet sie nur selbst einige zwanzig ist, hat sie doch fast gänzlich ihre Stimme verloren. Sie spielt sehr schön Klavier und bläst ganz allerliebste die Flöte, spricht französisch und italienisch vollkommen und würde eine unserer ersten Schauspielerinnen sein, wenn sie sich entschließen könnte, aufs Theater zu gehen. Sie spielt zuweilen zu ihrem Vergnügen, wo sie ihre Freunde und Be-

kannten dazu einladet.“ Hiller hatte nach dem Abgang der Mara eine Singschule für Damen gegründet und zunächst einige talentvolle Schwestern aus Böhmen als Novizen gewonnen. Auch er verhehlte sich sicherlich nicht, daß trotz aller äußeren Vorzüge Coronas die wahrhaften Musikkenner mit einer für den Koloraturgesang verdorbenen Stimme allmählich Unzufriedenheit bekunden würden, und daß es geraten wäre, beizeiten für Nachwuchs zu sorgen. Die Sängerin selbst wird aus den zarten, aber wohl häufig wiederkehrenden Anspielungen und Hinweisen ihrer Freunde und Freundinnen die Empfindung gewonnen haben, daß man die Abnahme ihrer Stimmittel bemerke und sie den Übergang in die größere Dauer versprechende Tätigkeit als Schauspielerin vollziehen sehen wollten. Wie es bei Männern und Frauen, die eine künstlerische Doppeltätigkeit ausüben und über die eigentliche stärkste Seite ihrer Begabung sich selber nicht klar sind, so oft der Fall ist, wird Corona gegen solche wohlmeinenden Freunde und Freundinnen, die ihre Leistungen als Schauspielerin, als Klavierspielerin, als Malerin lobten und von der Sängerin schwiegen, Bitterkeit, ja gelegentlich Haß empfunden haben. Stieß dieser junge Mensch, der ihr eine Chronologie des deutschen Theaters widmete und öffentlich ihren schauspielerischen Fähigkeiten huldigte, sie nicht geradezu darauf hin, daß sie besser täte, aus dem Konzertsaal zu verschwinden? Freilich gab er zu, daß sie, die

Hohe, Reine, die gewohnt sei, im Konzertsaal zu glänzen, zu schade wäre, in die buntgemischte Wandertruppe einzutreten, die auf der Bühne des auf der ehemaligen Ranstedter Bastei erbauten neuen Theaters in meist recht fragwürdigen Stücken nach dem Beifall der Menge haschte. Möchte auch das Konzertpublikum, das sich im Schwanensaal am Brühl versammelte, nicht das idealste sein und bald durch geschwätige Unruhe, bald durch Lauheit im Applaus seinen Mangel an musikalischem Verständnis bekunden, bei den Klängen von Hasses heiliger Helena fühlte eine Künstlerin sich doch ganz anders der gemeinen Deutlichkeit der Dinge entrückt, als wenn sie in den Bearbeitungen ausländischer Burlesken und Singspiele, wie „Der Teufel ist los“ ihres Lehrers Hiller, im Theater aufgetreten wäre. Zwar hatte bereits Lessing mit seiner „Miß Sarah Sampson“, mit seiner Emilia und Minna, dem schalkhaft klugen Mädchen, Rollen geschaffen, die das größte weibliche Schauspielergenie reizen konnten. Zwar lockte schon die Ophelia in mehr als einer Hamletbearbeitung, und Wielands „Alceste“ und manche Heldinnen Gotters, Metastosios und Voltaires konnten als würdige Aufgaben für eine Priesterin der dramatischen Muse erscheinen, aber noch weniger als heute durfte der Direktor einer Wandertruppe daran denken, sein Repertoire auf ernsthafte Darbietungen zu stützen und kostspielige weibliche Kräfte lediglich für die Aufgaben des ernststen Dramas sich zu



Corona Schröter.
Nach dem angeblichen Selbstporträt in der Großherzogl.
Bibliothek zu Weimar.



verpflichten. Wer damals zur Bühne ging, mußte in allen Sätteln gerecht sein, im ernstesten Schauspiel wie in der Posse, als Sänger und als Tänzer seine Fertigkeit beweisen. Kolombine, die auf der Bühne durch Kußhändchen und Gliederreiz die Männerwelt entzückte, durfte nicht die Spröde spielen, wenn ein freigebiger Dandj oder ein hochmögendes Mitglied der Theaterkommission ihr hinter den Kulissen die geschminkten Wangen streichelte und für genossene Gunst durch fleißig abonnierte Logen und direkte Geldgaben sich dem Direktor dankbar erwies. „Wer entschließt sich gern, andere Verbindungen aufzugeben und sich der Bühne zu weihen, so lange sie keine öffentliche Anstalt wird,“ hatte Dnjä Coronen gefragt. Es war „keine öffentliche Anstalt“, aber das vornehmste und eigenartigste Liebhabertheater von der Welt, zu dessen Gunsten die schöne Sängerin sich dennoch entschloß, ihrer Tätigkeit im Leipziger Großen Konzert Valet zu sagen. Außer den schon genannten Gründen und außer der Selbsterkenntnis, daß sie der anstrengenden Leipziger Konzerttätigkeit auf die Dauer nicht würde gewachsen sein, sprach noch ein gewichtigerer Umstand mit: die Liebe.



III.

Der Weimarer Musenhof.

Am 7. November 1775 war Goethe, der Einladung des jungen Herzogs Karl August Folge leistend, in Weimar eingetroffen. Im Vergleich zu dem großen belebten Frankfurt konnte die fernab von der Heerstraße liegende kleine thüringische Landstadt nicht eben einen günstigen Eindruck auf ihn machen. „Weimar n'est pas une petite ville, mais un grand château,“ hat Frau von Staël das Bethlehem der deutschen Literatur treffend charakterisiert. Die hohe Ringmauer, die sich um die ganze Stadt zog, die vier Tore mit Fallgattern, die abends fürsorglich geschlossen wurden, verliehen dem ganzen Orte burgartigen Charakter. Nur fehlten die ragenden Türme, denn das alte Residenzschloß war im Mai 1774 durch einen furchtbaren Brand in Asche gelegt, und die jugendliche Herrschaft nahm sich mit dem Neubau Zeit. „Ferrara ward durch seine Fürsten groß.“ Es war kein hohles Kompliment, wenn man das

Dichterwort beziehungsweise auf Weimars Herrscherhaus anwandte, denn die Klugheit und Liebenswürdigkeit einer fürstlichen Frau hatten in dieser kleinen, unbedeutenden Residenz den Boden geebnet, auf dem die herrlichste Saat geistiger Kultur Deutschlands aufsprießen sollte. Nach freudlosen Kinderjahren sechzehnjährig einem nur wenige Jahre älteren Prinzen vermählt und nach zweijähriger, mit zwei Söhnen gesegneter Ehe bereits Witwe geworden, hatte Herzogin Anna Amalia, die nicht nur äußerlich ihrem großen Oheim Friedrich von Preußen gleich, ihr kleines Staatsschifflein behend und klug durch die Stürme und Klippen des Siebenjährigen Krieges gesteuert, und, da sie in ihrer nächsten Umgebung die „rechte Urbanität“ vermißte, mit glücklicher Wahl einige neue Männer an ihre Seite berufen, die — Wieland, Musäus und Knebel an der Spitze — bei aller Verschiedenheit der geistigen Begabung geeignet waren, im Bunde mit der erlauchten Protektorin und anmutigen Frauen dem Hofleben eine anregende geistige Atmosphäre zu verleihen. Von Hause aus eine Freundin und treffliche Kennerin der Musik, in der sie sich mit Vorliebe auch selbst ausübend betätigte, eine Freundin heiterer, geselliger Unterhaltung, begegnete die junge Fürstin sich mit ihrem Gemahl in dem Wunsche, ihrer Residenz auch ein ständiges Hoftheater zu schaffen. Bereits im ersten Jahre von Karl August Constantins Regierung (1756) wurde der damals weitberühmte

Prinzipal Karl Theophilus Döbbelin mit seiner Truppe als „Hofkomödiant“ gegen die nach damaligem Geldwert hohen Summe von 6800 Reichsthalern jährlich angeworben. Und als Döbbelin bereits im Jahre darauf, vermutlich infolge einer Differenz mit dem Herzog, Weimar verließ, wurde der Kammerjunker von Dürkheim in aller Form als Intendant der Hofbühne bestallt. Aber schon 1758 machte der plötzliche Tod des dreiundzwanzigjährigen Herzogs dem jungen Unternehmen ein Ende. Die Schauspieler wurden entlassen, und zehn Jahre lang war Weimar theaterlos. Im Jahre 1768 benutzte Anna Amalia einen günstigen Zufall, sich und der Hofgesellschaft wieder das lang entbehrte Theatervergnügen zu verschaffen. Auf Betreiben einiger Pedanten im Professorentalar, die für das Heil der ihnen anvertrauten akademischen Jugend vom häufigeren Besuche der Schaubühne Gefahren befürchteten, war dem tüchtigen Leipziger Theaterdirektor Koch von einem hohen Magistrat untersagt worden, öfters als zweimal in der Woche zu spielen. Da Koch bei diesem neuen Modus bald nicht mehr seine Rechnung fand, so wollte er seine Gesellschaft auseinandergehen lassen, als die Herzogin von Weimar den unter solchen Umständen doppelt willkommenen und ehrenvollen Ruf an ihn ergehen ließ, seinen Theispiskarren im Weimarer Residenzschlosse einzustellen. Das Repertoire Kochs setzte sich hauptsächlich aus Singspielen und Operetten zusammen. Im Jahre 1771 trat

der Prinzipal Abel Seyler an seine Stelle. Die Weimarer Hofgesellschaft konnte mit dem Tausch zufrieden sein, denn Seyler vereinigte in seiner Truppe mehrere der hervorragendsten Schauspielkräfte der damaligen Zeit, voran den großen Conrad Ekhoff und Lessings Patenkind, die ausgezeichnete Sängerin Minna Brandes, ferner die treffliche Madame Hensel, die in Weimar Frau Seyler wurde, die hochbegabte Romana Koch, Wielands erste Alceste, Johann Christian Brandes, den bekannten fruchtbaren dramatischen Dichter und bewährten Väterspieler. Das Repertoire des Hoftheaters zeigte denn auch erfreulichen Aufschwung. Man gab Lessings „Miß Sarah Sampson“ und „Minna von Barnhelm“, Diderots „Hausvater“ und Molières „Geizigen“; Wielands „Alceste“ mit der Musik von Schweitzer, die erste eigentliche deutsche Oper, erlebte im Jahre 1773 auf der Weimarer Hofbühne ihre Uraufführung. Der Schloßbrand im Mai des folgenden Jahres vernichtete aber auch den Theatersaal, und Anna Amalia sah sich genötigt, sowohl aus Ersparnisrückichten wie in Ermangelung eines anderen passenden Spiellokals die Seylersche Gesellschaft, die sie mit fürstlicher Freigebigkeit besoldet hatte, zu entlassen. Aber ganz konnte und wollte man auf das Theatervergnügen nicht verzichten. Die Berufsschauspieler fehlten, so spielte man eben selbst, wie es in den Rokokosalons und zwischen den Tarushecken der Parks an so manchem fürstlichen Hofe und in reichen adligen und bürger-

lichen Kreisen jener Tage gern geübte Sitte war. Die Ankunft Goethes, des jungen, gefeierten und ideenreichen Dichters, gab diesen Bestrebungen der Hofgesellschaft natürlich neue Anregung und neue Ziele. Der Freund und Mentor des achtzehnjährigen Herzogs war auch der geborene maître de plaisir, der mit seinem alles belebenden und alles durchdringenden Geiste die Gesellschaft mit sich fortriß und auch das scherzhafte und harmlose Spiel zu adeln wußte. „Goethe,“ berichtet Wieland an Merck 1776, „lebt und regiert und wüthet und gibt Regenwetter und Sonnenschein, tour à tour, comme vous savez, und macht uns glücklich, er mache, was er will.“ Die Menschen, die sich damals auf engem Fleck zusammenfanden, paßten nicht nur durch die Gemeinsamkeit ihrer Interessen, sondern auch durch ihr Alter zueinander. Sie waren alle jung: Papa Wieland, der älteste, hatte eben erst das Schwabenalter überschritten, Musäus es just erreicht. Die Herzoginwitwe Anna Amalia war 36 Jahre alt und sprühete von Lebenslust und Laune. Charlotte von Stein ging ins 34. Lebensjahr. Das junge Herrscherpaar Karl August und Luise zählten 18 Lenze, der Bruder Prinz Konstantin 17. Von den Kammerherren waren von Einsiedel 25, seine Kameraden von Knebel und von Seckendorff beide 31 Jahre alt. Friedrich Justin Bertuch, der geheime Sekretär und Schatzmeister des Liebhabertheaters, zählte 28 Jahre. Von dem Vorrecht der Jugend, sich aus-

zutoben, machten der achtzehnjährige Fürst und seine Genossen gehörigen Gebrauch. Nach dem Urtheil alter und schon etwas grämlich gewordener Männer wie Vater Klopstock, dem die Vorgänge am Weimarer Hofe überdies entstellt und übertrieben geschildert wurden, sogar ungehörigen. „Wir machen des Teufels Zeug,“ berichtet Goethe vergnügt an Merck. Man zechte, ritt, jagte, liebelte und tanzte nicht nur unter sich, sondern auch auf Dorfkirmessen und Bauernhochzeiten. Man brauste wie die wilde Jagd mit horrido und Peitschenknall und flackernden Windlichtern durch den nächtlichen Forst, lief Schlittschuh und fuhr in glänzendem Korso mit Pagen, Heiduken und Vorreitern Schlitten, warf manchen Louisdor und Laubtaler auf den Pharotisch und schwelgte im bunten Gewühl der Maskenbälle und Redouten bis zum jungen Morgen. Und vor allem spielte man leidenschaftlich Theater, am liebsten im Freien, in Ettersburg und in Tiefurt, in der grünen Umrahmung der Naturkulissen, unter dem leuchtenden Tagesgestirn oder beim matten Glanze des Mondes und bei loderndem Fackelschein.

Als euern Tempel grause Blut verheert,
Wart ihr von uns drum weniger geehrt?
Wie viel Altäre stiegen vor euch auf!
Wie manches Rauchwerk brachte man euch drauf!
An wie viel Plätzen lag vor euch gebücht
Ein schwer befriedigt Publikum entzückt!

In engen Hütten und im reichen Saal,
Auf Höhen Ettersburgs, in Tiefurts Thal,

Im leichten Zelt, auf Teppichen der Pracht
Und unter dem Gewölb' der hohen Nacht
Erscheint ihr, die ihr vielgestaltet seid,
Im Reitrock bald und bald im Galakleid.

Herzogin-Mutter, Herzog und Prinz stellten sich an die Spitze der Akteurs und Aktrizen. Wer von der Hofgesellschaft oder aus den besseren Bürgerkreisen im Rufe stand, musikalische und schauspielerische Begabung zu besitzen, oder wenigstens Lust und guten Willen bezeugte, wurde zur Mitwirkung herangezogen. „Sie wissen,“ schrieb scherzend die Herzogin-Mutter an den Darmstädter Freund Merck, „daß die Schloß Ettersburger Nation nicht in dem besten Geruch ist, und um sich kein Dementi zu geben, so fahren wir in unseren Lebensplänen fort. Alles was hier auf den Berg kommt, muß sich einer Probe unterwerfen.“ Man versuchte sich zunächst in leichten Aufgaben, an beliebten Operetten und Lustspielen, wie dem „Gärtnermädchen“, dem „Milchmädchen“ und Anrenhofs von Friedrich dem Großen gelobten „Postzug“. Für eine schwierige männliche Hauptrolle wie Lumberlands Westindier wurde gelegentlich ein so bewährter Berufsschauspieler wie Ekhoff aus dem nahen Gotha herbeigeht. Die Kosten des fürstlichen Liebhabertheaters standen zu dem Vergnügen, das es der Hofgesellschaft gewährte, in gar keinem Verhältnis. Im Jahre 1776 wurden nur 631 Taler, im folgenden 1064 Taler nach Bertuchs sorgfältiger Buchführung dafür ausgegeben. Nie-

ding, der nie versagende „Direktor der Natur“, erhielt als Theatermeister für seine jedesmalige Mitwirkung 3 Taler 12 Groschen. So war alles im besten Zuge, aber noch fehlte dieser fliegenden Bühne, noch fehlte den musikalischen Veranstaltungen bei Hofe eine hervorragende erste weibliche Kraft. Die Vokalistinnen der Hofkapelle, Frau Karoline Wolf und Frau Friederike Steingardt, die der Weimarer Hof- und Adresskalender für das Jahr 1776 anführt, mochten wohl nicht allen Ansprüchen genügen, die man in musikalischer und, was nicht minder hier in Frage kam, in gesellschaftlicher Hinsicht nach Vorleben und Bildung an sie stellen mußte. In Gesprächen zwischen Goethe und der Herzogin-Mutter über diesen Punkt wird da ganz von selbst der Name Corona Schröter aufgetaucht sein. Nach der Art, wie Corona in einem Briefe Goethes an den Herzog diesen grüßen läßt, müssen wir annehmen, daß die Sängerin den fürstlichen Herrschaften bereits persönlich bekannt, vielleicht anläßlich eines Besuches, den Anna Amalia als Musikliebhaberin dem Großen Konzert in Leipzig in Begleitung ihres Sohnes abstattete, ihnen vorgestellt worden war. Coronas Bekanntschaft mit dem Hofsekretär Bertuch wird uns durch zwei lebenswürdige Plauderbriefe aus den Jahren 1774 und 1775 bezeugt. Bertuch hatte ihr sein eben erschienenenes Drama „Elfriede“, das den u. a. von Schiller und Paul Henje dramatisierten englischen Legendenstoff behandelt, übersandt. Corona urteilt

sehr wohlwollend über die recht schwache Dichtung und schreibt neckisch an den damals noch Unvermählten: „So eine Gattin wünsche ich Ihnen, lieber Bertuch, ganz so wie Elfriede.“ Im selben Briefe empfiehlt sie sich Hofrat Wieland zu geneigtem Andenken, woraus wir schließen dürfen, daß sie auch diesem nicht nur par renommé bekannt war. Wie wenig übrigens Corona harmloser Vertraulichkeit abhold war, die für uns heute freilich einen etwas kindlichen Beigeschmack hat, lehren uns die Schlußworte ihres zweiten Briefes an Bertuch: „Leben Sie wohl, liebstes Brüderchen, vergessen Sie ja nicht Ihr Schwesterchen Corona.“ Da nach Reichardts glaubwürdigem Zeugnis der damalige Studiosus Goethe „im Hause der Familie Breitkopf mit der schönen Corona manche erfreuliche Darstellung (auf dem Liebhabertheater) veranstaltet hat“, da wir ferner aus Goethes eigenem Munde wissen, daß er „den guten Hiller besuchte und bei ihm freundliche Aufnahme fand“, Goethe auch in der Familie Oeser ebenso wie Corona aus und ein ging, so können wir mit Sicherheit annehmen, daß sich zwischen den beiden jungen Leuten damals ein vertraulicher, freundschaftlicher Verkehr herausgebildet hat, der nach der Sitte der Zeit mit dem geschwisterlichen Du und Koseworten wie „Brüderchen“ und „Schwesterchen“ besiegelt wurde. Auch Coronas Gesangsleistungen hatte Goethe 1776 gewiß noch in bester Erinnerung. Nach allem lag es nahe, daß Goethe jetzt, als

das Gespräch auf eine eventuelle Berufung Coronas nach Weimar kam, sich mit Vergnügen bereit erklärte, anlässlich eines längst geplanten Besuches in Leipzig bei der schönen Sängerin zu sondieren, ob sie Neigung habe, ihren bisherigen Wirkungskreis mit Weimar zu vertauschen.

Es ist gelegentlich wohl so dargestellt worden, als habe Goethe Sehnsucht nach Corona empfunden und sie, um eine Lücke in seinem Leben und Herzen auszufüllen, nach Weimar herübergeholt. Davon kann keine Rede sein, Corona hatte nie zu Goethes Liebsten gezählt. Das leicht entzündliche Herz des jungen Dichters hatten in Leipzig Kätchen Schönkopf, in Straßburg Friederike, in Weßlar Lotte Buff, in Frankfurt Lilli Schönemann besessen. Und noch vor seinem Eintritt in Weimar war ihm, wenigstens im Bilde, diejenige Frau begegnet, die von allen Freundinnen und Geliebten auf ihn den stärksten und dauerndsten Eindruck machen und am entscheidendsten in sein Leben eingreifen sollte. Johann Georg Zimmermann, der berühmte hannoversche Leibmedikus, viel konsultierte Pyrmonter Brunnenarzt und Autor der einst viel gelesenen „Stunden der Einsamkeit“ und anderer populärwissenschaftlicher Schriften, hatte ihn, als Goethe im Juli 1775 in Straßburg seine Silhouetten-sammlung durchblättert, die die Stelle der heutigen Photographiealbums vertrat und bei einer so viel gereisten und viel gesuchten Persönlichkeit wie Zimmermann natürlich eine besonders schöne

und reichhaltige war, auf den Schattenriß einer Frau Oberstallmeister von Stein geb. von Schardt in Weimar aufmerksam gemacht. Goethe wurde sofort von dem Bilde so gefesselt, daß er nicht nur die Worte darunter schrieb: „Es wäre ein herrliches Schauspiel, zu sehen, wie die Welt sich in dieser Seele spiegelt. Sie sieht die Welt wie sie ist, und doch durch das Medium der Liebe. So ist auch Sanftheit der allgemeine Eindruck“ — sondern daß er auch, wenn wir Zimmermann trauen dürfen, vor Aufregung drei schlaflose Nächte verbrachte. Der galante Arzt verfehlte seinerseits nicht, in seinem nächsten Briefe an Frau von Stein, die zu seinen Patientinnen in Pyrmont zählte, dies schmeichelhafte Urteil und den ungewöhnlichen Eindruck, den ihr Bild auf den Autor des „Götz“ und „Werther“ gemacht, der Dame bekannt zu geben und anzukündigen, daß Goethe ihr nächstens in Weimar einen Besuch abstatten würde. Da Charlotte, wie Zimmermann bekannt war, bereits den „Werther“ und „Clavigo“ mit Beifall gelesen hatte, so konnten ihr die Worte des rasch berühmt gewordenen Poeten nicht gleichgültig sein. Auf Goethe hatte das Porträt der interessanten Unbekannten einen so nachhaltigen Eindruck gemacht, daß er es an Lavater zur Aufnahme in dessen damals von aller Welt besprochenen „Physiognomischen Fragmente“ nebst einigen erklärenden Zeilen übersandte. Er analysierte den Charakter nach den Gesichtszügen wie folgt: „Festigkeit, gefäl-

liges, unverändertes Wohnen des Gegenstandes, Behagen in sich selbst; liebevolle Gefälligkeit; Naivetät und Güte, selbstfließende Rede; nachgiebige Festigkeit, Wohlwollen, treubleibend, siegt mit Nezen.“ Die letzten Worte waren bedeutsam und sollten sich nur allzugut bewahrheiten. Der Zug des Herzens war wenn je so in diesem Falle des Schicksals Stimme. Wenige Tage nach seiner Ankunft in Weimar wurde Goethe vom Herzog selbst bei der Frau Oberstallmeister eingeführt. Die erste persönliche Bekanntschaft bereitete beiderseits keine Enttäuschung. Goethe ging entzückt von „diesem Engel von Weibe“ weg, und bereits Anfang Dezember war er auf Groß-Kochberg, dem Gute des Oberstallmeisters, so heimisch, daß er Namenszug und Datum seines Besuches auf Charlottens Schreibtisch als Denkmal ihrer Freundschaft eintragen durfte. Vom 8. Januar 1776 datiert das erste der zahllosen „süß Zettelchen“, mit denen er im Laufe der Jahre die Geliebte überschüttet hat. Schon im dritten Briefe nannte er sie seine Besänftigerin, und im sechsten vom 28. Jänner 1776 versicherte er dem „lieben Engel“: Wenn ich jemand lieber haben kann, will ichs Dir sagen, will Dich ungeplagt lassen. Frau von Stein stand, als Goethe sie kennen lernte, bereits im 33. Lebensjahre, war seit zehn Jahren verheiratet und Mutter von sieben Kindern, von denen vier indessen bald nach der Geburt gestorben waren. Als Schönheit können wir sie nach dem uns

überlieferten Pastellbilde nicht bezeichnen, wenn auch der junge, überschwengliche Graf Stolberg 1775 sie ein „wunderschönes, süßes Weibchen“ nannte. Schiller, der sie erst Mitte der achtziger Jahre kennen lernte, traf mit seiner Charakteristik Charlottens in einem Briefe an Körner wohl das Richtige: „Die beste unter allen war Frau von Stein, eine wahrhaftig eigene, interessante Person, und von der ich begreife, daß Goethe sich ganz an sie attachiert hat. Schön kann sie nie gewesen sein, aber ihr Gesicht hat einen sanften Ernst und eine ganz eigene Offenheit. Ein gesunder Verstand, Gefühl und Wahrheit liegen in ihrem Wesen.“ Wenn auch ihre Ehe mit dem herzoglichen Oberstallmeister, einem derb-jovialen, aufs Praktische, Pferdezuucht und Landwirtschaft gerichteten Manne, keine unglückliche genannt werden darf, so waren die beiden Menschen doch ohne tieferes Verständniß füreinander durchs Leben geschritten. Infolge der rasch aufeinander folgenden Geburten häufig kränkelnd, auch oft von trüben Gedanken und bösen Träumen geplagt, konnte Charlotte als der Typus der unverstandenen, nach ihrem Befreier lechzenden Frau gelten, die im Roman und im Drama unserer Zeit eine stehende Figur geworden ist. Was den jungen Goethe von vornherein zu der Frau Oberstallmeister hinzog, war der vollkommene Gegensatz, den sie zu allen seinen früheren Freundinnen und Geliebten bot. Bisher war er lediglich der geistig Gebende gewesen

und meist der sozial Höherstehende. Auch Eilli Schönemann, die vornehme Frankfurter Patrizier-
tochter, war ihm nur ein „hübscher Grasaff“. Jetzt begegnete ihm in Frau von Stein ein weibliches Wesen, bei dem sich dem Adel der Geburt der Adel des Geistes gesellte und zugleich jener gewisse Instinkt nachsichtiger betulicher Mütterlichkeit, den eine interessante femme de trente ans im Verkehr mit jüngeren Anbetern so gern betätigt. Goethe brauchte auf dem fremden, schlüpfrigen Parkett des Hofes, vor neue und heikle Aufgaben gestellt, eine Beichtigerin, eine Beraterin und Erzieherin. Der junge Most der Sturm- und Drangperiode gebärdete sich oft absurd. Abgesehen davon, daß eine Frau mit regem geistigen Interesse nicht gleichgültig bleiben konnte gegen die Huldigungen, die ihr ein junger, gefeierter Poet aus gutem Hause mit solchem Eifer entgegenbrachte, mußte es ihr als lockende Aufgabe erscheinen, in den Gärungs- und Klärungsprozeß einer so ungewöhnlichen Menschenseele bestimmend einzugreifen, den fessellos überschäumenden, jungen Strom in ein ruhiges Bett zu leiten. Daß Charlotten ihr Erziehungswerk anfänglich nicht ganz leicht geworden ist, ersehen wir aus einigen, erst in jüngster Zeit bekannt gewordenen Briefen an Zimmermann. In einem Schreiben vom 6. März 1776 heißt es: „Ich war den Abend im Konzert, Goethe nicht, vor einigen Stunden war er bei mir, gab mir für Sie das beigeflossene Billet

und war toll über ihren Brief, den er mir auch vorlas, ich verteidigte Sie, gestand ihm, ich wünschte selbst, er möchte etwas von seinem wilden Wesen, darum ihn die Leute hier so schief beurteilen, ablegen, das im Grunde zwar nichts ist, als daß er jagt, scharf reitet, mit der großen Peitsche klatscht, alles in Gesellschaft des Herzogs. Gewiß sind dies seine Neigungen nicht, aber eine Weile muß ers so treiben, um den Herzog zu gewinnen und dann Gutes zu stiften, so denk ich davon; er gab mir den Grund nicht an, verteidigte sich mit wunderbaren Gründen, mir bliebs als hätte er Unrecht. Er war sehr gut gegen mich, nannte mich im Vertrauen seines Herzens Du, das verwies ich ihm mit dem sanftesten Ton von der Welt sichs nicht anzugewöhnen weil es nun eben niemand wie ich zu verstehen weiß und er ohnedies oft gewisse Verhältnisse aus den Augen setzt, da springt er wild auf vom Kanapee, sagt ich muß fort, läuft ein paar-mal auf und ab um seinen Stock zu suchen, find ihn nicht, rennt so zur Thür hinaus ohne Abschied ohne gute Nacht. Sehen Sie lieber Zimmermann so wars heute mit unserm Freund. Schon einige Male habe ich bitterm Verdruß um ihn gehabt das weiß er nicht und solls nie wissen.“ Am 8. folgt ein Postskriptum: „Ich sollte gestern mit der Herzogin Mutter zum Wieland gehen, weil ich aber fürchtete Goethen da zu finden that ichs nicht. Ich habe erstaunlich viel auf meinem Herzen das ich dem Unmenschen sagen

muß. Es ist nicht möglich, mit seinem Betragen kommt er nicht durch die Welt; Wenn unser sanfter Sittenlehrer gekreuzigt wurde, so wird dieser bittere zerhackt. Warum sein beständiges Pasquilliren, es sind ja alles Geschöpfe des großen Wesens, das duldet sie ja, und nun sein unanständiges Betragen mit Fluchen mit pöbelhaften niedern Ausdrücken. Auf sein moralisches so bald es aufs Handeln ankommt, wirds vielleicht keinen Einfluß haben, aber er verdirbt andre; der Herzog hat sich wunderbar geändert, gestern war er bei mir, behauptete, daß alle Leute mit Anstand mit Manieren nicht den Namen eines ehrlichen Mannes tragen könnten, wohl gab ich ihm zu, daß man in dem rauhen Wesen oft den ehrlichen Mann fände, aber doch wohl eben so oft in dem gesitteten; daher er auch niemanden mehr leiden mag, der nicht etwas ungeschliffenes an sich hat. Das ist nun alles von Goethen von dem Menschen, der für Tausende Kopf, und Herz hat, der alle Sachen so klar ohne Vorurteile sieht so bald er nur will, der über alles kann herr werden, was er will. Ich fühls, Goethe und ich werden niemals Freunde; auch seine Art mit unserm Geschlecht umzugehn gefällt mir nicht, er ist eigentlich was man kokett nennt, es ist nicht Achtung genug in seinem Umgang. Zerreißen Sie meinen Brief, es ist mir als wenn ich eine Undankbarkeit gegen Goethen damit begangen hätte, aber um keine Falschheit zu begehn, will ichs ihm alles

sagen sobald ich nur Gelegenheit finde.“ Aus einem Briefe vom 10. Mai desselben Jahres klingt schon eine andere Tonart: „Ich bin durch unsern lieben Goethe ins Deutschschreiben gekommen wie Sie sehen, und ich danke ihm, was wird er wohl noch mehr aus mir machen? Denn wenn er hier, lebt er immer um mich herum: jetzt nenn ich ihn meinen Heiligen und darüber ist er mir unsichtbar worden, seit einigen Tagen verschwunden, und lebt in der Erde fünf Meilen von hier im Bergwerke.“ Solche Originalzeugnisse Charlottens über ihre Beziehungen zu dem jungen Dichter sind uns um so wertvoller, als wir bekanntlich ihre eigenen Briefe an Goethe nicht besitzen, und die Hoffnung, daß sie irgendwo doch noch einmal auftauchen könnten, heute als endgültig begraben gelten darf. Aber Goethes uns im Original erhalten gebliebene und in mehreren trefflichen Ausgaben bequem zugängliche Korrespondenz mit der geliebten Frau gibt uns ein getreues Spiegelbild dieses wunderbaren Verhältnisses, mag auch der eine oder andere Brief von der Adressatin unterdrückt worden oder sonstwie verloren gegangen sein.

Charlotte betont jahrelang geflissentlich das Geschwisterliche, rein Freundschaftliche ihrer Beziehungen. Und Goethe nimmt die Wendung in seiner Antwort auf: „Ade, liebe Schwester, weil es doch so sein soll.“ Dann klagt er wieder: „Warum mich betrügen und Dich plagen, wir können einander nichts sein und sind einander

zu viel.“ Ein andermal wiederum vergleicht er resigniert die Geliebte mit der Madonna, die gen Himmel fährt: „Vergebens daß ein Zurückbleibender seinen Arm nach ihr ausstreckt, vergebens daß ein scheidender thränenvoller Blick den ihrigen noch einmal wiederwünscht, sie ist nur in dem Glanz versunken der sie umgiebt, nur voll Sehnsucht nach dem Sterne der ihr über dem Haupte schwebt.“ An Lavater schreibt er über Charlotte: „Sie hat meine Mutter, Schwester und Geliebte nach und nach geerbt, und es hat sich ein Band geflochten wie die Bande der Natur sind.“ Ein andermal nennt er sie das Korkwams, das ihn über Wasser hält, so daß er, selbst wenn er wollte, sich nicht ertränken könnte. Hundert kleine und größere Geschenke und Talismane sind die äußeren Zeichen ständigen Gedankens. Blumen und Kuchen, frischer Spargel und Pettschafte, Handschuhe und Tücher, ein Schreibtisch und ein Schlitten, endlich Ringe mit eingravierten Buchstaben. Und das „Dein ist mein Herz“, das „C. v. S.“ und hundert süße Worte werden nicht nur in alle Rinden geschnitten, sondern in Steinplatten und Felsenhöhle gemeißelt. Eigentümlich mag es auf den ersten Blick berühren, daß Goethe seiner Beichtigerin auch über seine kleinen erotischen Zeitvertreibe, die sogenannten Mischeien mit hübschen Hoffräuleins und Bauernmädchen berichtet. Er versteht es freilich fast immer, die Beichte in eine Huldigung für die Herzenskönigin ausklingen

zu lassen. Der alte Geheimrat hat einmal Eckermann gegenüber mit ablehnender Strenge geäußert, „daß die ersten Weimarer Jahre durch Liebschaften vielfach verdunkelt worden seien“. Er liebte es überhaupt nicht, an das tolle Genietreiben jener Tage erinnert zu werden. In jenen Sturmjahren bekannte Goethe dagegen freimütig: „Ich log und trog mich bei allen hübschen Gesichtern herum,“ und als Charlotte ihn 1776 absichtlich mied, erklärt er ihr, die „Mieseleyen“ seien doch das probateste Palliativ in solchen Umständen. „Das Milchmädchen gefiel mir wohl, mit etwas mehr Jugend und Gesundheit wäre sie mir gefährlich.“ Charlotte scheint diese Bekenntnisse einer jungen Mannesseele ohne Eifersucht mit großer Nachsicht aufgenommen zu haben. Sie fühlte deutlich, daß diese Schönen in Stadt und Land ihr nicht gefährlich waren und Goethe die Wahrheit sagte, wenn er ihr schrieb: „Meine übrigen kleinen Leidenschaften, Zeitvertreibe und Mieseleyen hängen sich nur so an den Faden der Liebe zu Ihnen an, der mich durch mein jetzig Leben durchziehen hilft.“ Ihre erste wirkliche und allem Anscheine nach gefährliche Nebenbuhlerin sollte sie in Corona Schröter finden, weil in der schönen Künstlerin Goethe wieder einer Frau begegnete, die ihm mehr sein konnte als ein bloßer sinnlicher Zeitvertreib, die durch die Gemeinsamkeit künstlerischer Interessen sich ihm verbunden fühlte. Leider besitzen wir, um Goethes Beziehungen zu Corona be-

urteilen zu können, nicht annähernd ein solches Quellenmaterial wie in den Briefen des Dichters an Frau von Stein. Nur ein einziger Brief Goethes an Corona, der uns im folgenden noch beschäftigen wird, ist auf uns gekommen, und von Coronas Hand an Goethe besitzen wir keine Zeile. Zum Glück hat sich in Goethes Tagebüchern aus den Jahren 1775–1782 auch für Corona uns eine Quelle erschlossen, die zwar nicht eben reichlich strömt, aber immerhin ergiebig genug ist, um uns von den äußeren Vorgängen und auch von dem Seelenleben der drei Hauptpersonen einigermaßen ein Bild zu machen.

Im März 1776 war Goethe über Naumburg nach Leipzig abgereist. Der Anblick der Stadt, in der er eine entscheidende Epoche seiner Jugend verbracht hatte, berührte ihn wunderbar. „Alles ist wie es war, nur ich bin anders.“ Sein erster Besuch galt Coronen, und in derselben Nacht noch schreibt er, getreu seiner Gepflogenheit, der geliebten Frau alle Herzenserlebnisse zu beichten: „Die Schröter ist ein Engel, wenn mir doch Gott so ein Weib bescheeren wollte, daß ich Euch könnt in Frieden lassen. Doch sie sieht Dir nicht ähnlich genug. Ade.“ — Und an den Herzog schreibt er am selben Tage noch weit origineller und charakteristischer: „Lieber Herr, da bin ich nun in Leipzig, ist mir sonderlich worden beim Nähern, davon mündlich mehr, und kann nicht genug sagen wie sich mein Erdgeruch und Erdgefühl gegen die schwarz, grau, steifröckigen,

krumbeinigen, Perrückengeklebten, Degenschwänglichen Magisters, gegen die Feuertags berockte, Allmodische, schlankliche, vieldünckliche Studenten Buben, gegen die Zuckende, krinsende, schnäbelnde, und schwumelende Mägdelein, und gegen die strozzliche, schwänzliche und finzliche Junge Mägde ausnimmt, welcher Greuel mir alle heut um die Thoren als an Marientags Tags Feste entgegen sind. Dagegen preservirt mein äußeres und inneres der Engel die Schrötern von der mich Gott bewahre was zu sagen. Sie grüßt und Steinauer nach Maasgabe ihres Befehds über hochhero Ausenbleiben und so weiter. Ich bin seit vier und zwanzig Stunden |: denn es ist netto Abends Achte |: nicht bey Sinnen, das heißt bey zu viel Sinnen, über und unsinnlich. Habe die Nacht durch manches Knäulchen Gedanken Zwirn auf und abgewickelt, diesen Morgen stieg mir die göttliche Sonne hinter Naumburg auf. Ade lieber gnädiger Herr! — Und somit können Sie nie aufhören zu fühlen, daß ich Sie liebhab. NB. Bleibe das wahre Detail zur Rückkunft schuldig, als da sind pp. Leipzig d. 25. Merz 76." Am nächsten Tage ist er wieder bei Corona. Sie trägt ihm den großen Monolog der Stella vor, und sein Entzücken wächst. Wieder berichtet er Charlotten: „Ich habe heute viel gelitten, aber auch einen Moment! — O ich will nichts davon schreiben, daß ich seine ganze Fülle erzählen kann. — Ich bin bei der Schröter — ein edel Geschöpf in seiner

Art. — Ach, wenn die nur ein halb Jahr um Sie wäre! beste Frau, was sollte aus der werden!“ Keine langatmige Schilderung könnte uns lebendiger den überwältigenden, sinnberauschenden Eindruck bezeugen, den die damals im reifen Sommer ihrer Schönheit prangende fünfundzwanzigjährige Künstlerin auf den siebenundzwanzigjährigen Poeten gemacht hat. Und wie mag Goethe Coronen erschienen sein? Wieland hat in einem Gedicht in seinem „deutschen Merkur“ vom Januar 1776 uns geschildert, wie der Gast des Herzogs alle Herzen entzückte:

„Auf einmal stand in unsrer Mitte
 Ein Zaubrer! Aber denke nicht,
 Er kam mit unglückschwangerem Gesicht
 Auf einem Drachen angeritten.
 Ein schöner Hegenmeister es war
 Mit einem schwarzen Augenpaar,
 Zaubernden Augen mit Götterblicken,
 Gleich mächtig zu tödten und entzücken.
 So trat er unter uns, herrlich und hehr,
 Ein ächter Geisterkönig, daher,
 Und Niemand fragte: Wer ist denn Der?
 Wir fühlten beim ersten Blick: 's war Er!
 Wir fühlten's mit allen unsern Sinnen
 Durch alle unsere Adern rinnen.
 So hat sich nie in Gottes Welt
 Ein Menschensohn uns dargestellt,
 Der alle Güte und alle Gewalt
 Der Menschheit so in sich vereinigt;
 So feines Gold, ganz innerer Gehalt,
 Von fremden Schlacken ganz gereinigt!
 Der unzerdrückt von ihrer Last,
 So mächtig alle Natur umfaßt,

So tief in jedes Wesen sich gräbt,
Und doch so innig im Ganzen lebt!
Das laß ich mir einen Zauber sein!
Wie wurden mit ihm die Tage zu Stunden,
Die Stunden wie Augenblicke verschwunden!
Und wieder Augenblicke so reich,
An innerem Werthe Tagen gleich!
Was macht' er nicht aus unsern Seelen?
Wer schmelzt wie er die Lust in Schmerz?
Wer kann so lieblich ängsten und quälen,
In süßen Thränen zerschmelzen das Herz?
Wer aus der Seele innersten Tiefen,
Mit solch entzückendem Ungestüm
Gefühle wecken, die ohne ihn
Uns selbst verborgen im Dunkeln schliefen?

O welche Gesichte, welche Scenen
Hieß er vor unsern Augen entstehen!
Wir wähten nicht zu hören, zu sehn,
Wir sahn! Wer malt wie er, so schön
Und immer ohne zu verschönern,
So wunderbarlich wahr, so neu,
Und dennoch Zug für Zug so treu!
Doch wie? Was sag' ich malen? Er schafft,
Mit wahrer, mächt'ger Schöpferkraft
Er schafft er Menschen. Sie athmen, streben;
In ihren innersten Fasern ist Leben.
Und jedes so ganz es selbst, so rein,
Könnte nie etwas anders sein!
Ist immer ächter Mensch der Natur,
Nie Hirngespinnst, nie Caricatur,
Nie kahles Geripp von Schulmoral.
Nie überspanntes Ideal!"

Wenn der Gottbegnadete, dessen damalige
Züge und strahlende Augen uns Mans schönes
Jugendporträt überliefert hat, auf einen reifen

Mann und selbst viel gefeierten Poeten derartig wirkte, wie mußte erst der Eindruck auf ein empfängliches Mädchenherz sein! Das war nicht mehr der siebzehnjährige studentische Stutzer, dessen huldigende Verslein man sich gnädiglich gefallen lassen und mit der Erlaubnis zum Handkuß belohnen durfte, das war der gefeierte Autor des „Götz“ und „Werther“, des „Clavigo“ und der „Stella“, der vertrauteste Freund eines Fürsten. In seiner lebendigen, anschaulichen Weise wird Goethe Coronen das Milieu des Weimarer Hofes, das lustige gefellige Treiben gemalt, und sie zum Schluß mit seiner Anfrage, ob sie nicht Lust habe, in diesen Kreis zu treten, um so angenehmer überrascht haben, als die früher geschilderten Umstände der schönen Sängerin das Scheiden von Leipzig erleichterten, ja vielleicht wünschenswert erscheinen ließen. Immerhin wird die Rücksicht und schuldige Pflicht der Dankbarkeit gegenüber ihrem Lehrer und väterlichen Freunde Hiller Corona abgehalten haben, schon jetzt ein bindendes Wort zu geben, möchte auch die Aussicht, als Kammerfängerin in dem kunstsinigen und fein gebildeten Kreise wirken zu können und in der beständigen Nähe eines Goethe zu sein, noch so locken, die Brücken hinter sich abzurechen. Man hat lange geglaubt, daß Corona erst Ende 1777 oder gar erst Anfang 1778 in Weimar erschienen ist. Wir wissen jetzt aber, daß sie bereits im November 1776 an der neuen und dauerndsten Stätte ihrer Wirksamkeit an-

langte. Die letzten Abmachungen wurden brieflich getroffen. Corona erhielt den Gehalt von 400 Talern, den sie bisher als Sängerin des Leipziger Großen Konzertes bezogen, lebenslanglich zugesichert. Der letztere Umstand dürfte unter den praktischen Erwägungen die ausschlaggebende gewesen sein, da Corona die selbst von ihren besten Freunden bemerkte Abnahme ihrer Stimmmittel zweifellos selber spürte. Auch mußte sie aus Goethes Schilderung ersehen, daß sie den Übergang zum Schauspiel nirgends leichter und unmerkbarer vollziehen könnte, als durch ihre Mitwirkung auf dem fürstlichen Liebhabertheater. Frau von Stein hatte Goethes Briefe mit der begeisterten Schilderung des „Engels“ postwendend erwidert und, wie Goethes Antwort vom letzten März bezeugt, nicht eben im freudigen Tone. „Ihr Brief,“ schreibt Goethe, „hat mich doch ein wenig gedrückt,“ aber zum Schluß heißt es: „Bald komme ich. Noch kann ich nicht von der Schröter weg.“ Es ist ja nur eine Vermutung, aber wohl keine allzu vage, daß diese Tränen und diese Traurigkeit nicht ohne Zusammenhang mit Goethes plötzlichem Enthusiasmus für die Leipziger Schöne standen. Die feinfühligste Frau mochte erkennen, daß hier mit einemmal jemand auf den Plan trat, der mit der Christel von Artern und den jungen Mijels bei Hofe nicht in eine Linie zu stellen war. Wohl mußte der plötzlich auftauchende Wunsch des Freundes nach einer Gattin und die bei Goethe aufdämmernde

Erkenntnis, daß ein solches Verhältnis von täglich sich steigender Intimität eines jungen Mannes zu einer verheirateten Frau trotz allem platonischen Wesen im Kern etwas Ungesundes und Unnatürliches berge, Charlotten ein bedenkliches Symptom für die Dauer ihrer Herrschaft sein. Sie wird sich freilich gehütet haben, Goethe einen direkten Vorwurf zu machen und Eifersucht auf die Schröter zu bekunden, denn sonst würde er schwerlich mit dem Schlußsatz: „noch kann ich nicht von der Schröter weg“ ihr den Stachel noch tiefer in die Brust gedrückt haben. Und selbst den Grund für Charlottens Verstimmung in seinem Bericht über sein Wiedersehen mit Corona zu finden, lag ihm fern, da er die Freundin bei seinen früheren Beichten von wirklichen Liebschaften stets nachsichtig gefunden hatte und er sich schwerlich Rechenenschaft davon ablegte, daß seine Neigung zu der schönen Sängerin eine ernsthaftere werden und mit der zu Charlotten in Wettbewerb treten könnte. — Am 16. November enthält das Tagebuch die Eintragung „Nachts Corona“, und wir dürfen annehmen, daß Goethe der an diesem Tage in später Stunde in Weimar eingetroffenen Freundin sofort einen Besuch gemacht hat. Vermutlich hat er sie im Hause des beiden befreundeten Sekretärs Bertuch, der sich inzwischen verheiratet hatte, einquartiert. Auch am folgenden Tage war Goethe mit ihr zusammen. Am 24. November sang Corona das erste Mal bei Hofe. Am 27. Dezember nahm sie zum ersten-

mal an der Redoute teil. Das Tagebuch verzeichnet „Cronen sehr schön“. Als sie von einem vorteilhaften Kostüm unterstützt wie eine Juno in den Saal schritt, mag in der Tat manch Ausruf der Bewunderung sie begleitet haben. Ein heute in der Weimarer Bibliothek hängendes, fast lebensgroßes Ölgemälde, Coronas angebliches Selbstporträt, dessen Echtheit freilich von mancher Seite bezweifelt wird, gestattet uns, diesen Eindruck nachzuprüfen. Dies Bild, weitaus das schönste der unter Coronas Namen überlieferten, zeigt sie in der Tat als eine höchst anmutige Frau mit ungemein seelenvollen, braunen Augen unter edel geschwungenen Brauen, mit lockerem, reichem Haar, in das Blumen und Schleier geflochten sind. Eine kräftige, klassisch geschnittene Nase, ein runder, weicher Mund. Kinn, Hals und Brust prangen in voller jugendlicher Rundung. Der Gesamteindruck ist höchst reizvoll und lebendig; er läßt, wenn wir den hohen, schlanken und doch vollen Wuchs, die allseitig gerühmte Grazie der Bewegungen Coronas, die klangvolle Stimme und die gewählte Kunst der Toilette noch dazunehmen, vollkommen begreifen, daß für die Männerwelt des Weimarer Hofes mit der Leipziger Sängerin ein neuer Stern aufging. Mithin kann es uns, wenn wir in Goethes Tagebuch-Eintragungen lesen: „Abends mit Cronen, fieberhaft“, „Zu Cronen, nachts, fieberhaft“, „Bis zehn Uhr bei Cronen, nicht geschlafen, Herzklopfen und fliegende

Hitze“, leicht begreiflich erscheinen, wenn jemand diese Worte so auslegen will, daß die holde Nähe der Freundin Goethe in ungewöhnliche Gemütsregung versetzt habe und nicht etwa eine heimtückisch heranschleichende Influenza oder ein Schnupfenfieber die unschuldig schuldige Ursache gewesen sei. Die schöne Schlittenbahn nach Tiefurt und Belvedere wurde zu gemeinsamen Partien benutzt, an denen auch andere Damen teilnahmen und es an allerlei Scherzen und Neckereien nicht fehlte. Im Januar 1777 führte Goethe die Freundin bei Charlotte gelegentlich eines Mittagessens, zu dem auch der Herzog geladen war, ein. Die gewandte Welt dame wird den neuen Gast nach der Regel „les amis de mes amis sont mes amis“, mit aller äußeren Höflichkeit empfangen haben, zumal ja die Gegenwart des Herzogs besondere Rücksicht auferlegte, aber die Stimmung muß wohl eine etwas gezwungene gewesen sein, denn das Tagebuch verzeichnet „Streit über Raphael“. Man suchte jedenfalls nach einem neutralen Thema, geriet, da sämtliche Teilnehmer des Diners Freunde der edlen Malkunst waren, leicht in eine einschlägige Diskussion, die dann leidenschaftlicheren Charakter annahm, als unter anderen Umständen der Fall gewesen wäre. Auch die Tagebuch-Eintragung vom 15. Januar „Neuer Streit mit Charlotte“ gibt zu denken. Wie in seinem Tagebuch, so bezeichnet Goethe auch Frau von Stein gegenüber die Freundin vertraulich und burschikos als

„Crone“ und als „das Mißel“. Bei der Zwanglosigkeit des Tones, der damals in der Weimarer Hofgesellschaft herrschte, und da Goethe und Corona ja als Jugendfreunde gelten durften, konnte diese Vertraulichkeit nicht weiter auffallen.

Auch der junge Herzog hegte, wie es scheint, den Wunsch, in dem Freundschaftsbunde der Dritte zu werden, und fing für die neue Dame sofort Feuer. Am 8. und 9. Februar 1777 vermerkt Goethe mit lakonischer Kürze im Tagebuch: „Abends Crone und Herzog bei E.“ — wohl eine Dame der Hofgesellschaft — „ertappt. Zur Herzogin. Mit Herzog ausgemacht das Benehmen.“ Ein Boshafter könnte behaupten, daß das Crönchen ja von jeher für die Reize einer Krone nicht unempfänglich gewesen sei und dem jungen Souverän Avancen gemacht habe. Böttiger, die männliche Klatschbase von Weimar, wollte wissen, der Herzog habe die bei Bertuch einquartierte Corona täglich besucht, und Bertuch sei als Kuppler des Herzogs beredet worden. Schließlich habe Frau Bertuch die Schröter durch entsprechend aufgesteckte Miene von allen ferneren Besuchen abgeschreckt. Dieser Bericht trägt den Stempel boshafter Erfindung und Übertreibung an der Stirn. Daß die Aufmerksamkeiten, die der Landesherr der schönen Künstlerin entgegenbrachte, Gesprächsstoff lieferten und zu Mißdeutungen Anlaß gaben, braucht man ebenso wenig zu bestreiten, wie man andrerseits annehmen kann, daß die Huldigungen eines Fürsten

unserer Schönen nicht ganz gleichgültig gewesen sein werden, und daß schon die Rücksicht auf den hohen Stand des Courmachers Coronen verbot, jene ablehnende Kälte an den Tag zu legen, mit der sie in Leipzig ihre Verehrer zurückschreckte. Schließlich steckt auch in der keuschesten Frau ein Quäntchen Koketterie. Daß Corona ihrer Ehre dem Herzog gegenüber nichts vergeben hat, ist uns durch Karl Augusts eigene Worte, der sie marmorschön, aber marmorkalt nannte, bezeugt. Auch Varnhagen von Ense, der als gut unterrichtet gelten darf, schrieb 1848 an seinen Freund, den Goethebiographen Heinrich Diehoff, daß der Herzog seine Bewunderung fruchtlos bleiben sah. Daß Goethe jeder intimeren Annäherung des Herzogs zu Corona energisch entgegentrat, einfach mit Eifersucht von seiner Seite zu erklären, wäre natürlich gänzlich verkehrt. Ihn bestimmte vielmehr die Rücksicht einerseits auf Corona, andererseits auf die von ihm hochverehrte Herzogin Luise. Die Ehe des Fürstenpaares war in diesen ersten Jahren keine glückliche, weil es beiden an Verständnis für die beiderseitige Eigenart fehlte. Der Darmstädter Prinzessin, die während längeren Aufenthaltes am russischen Hofe an vornehme Zurückhaltung und steifes Zeremoniell gewöhnt und von Hause aus eine zart empfindende, vor der rauhen Berührung der Außenwelt mimosenhaft zurückschreckende Natur war, konnte das Derbe, Zwang- und Rastlose ihres zwanzigjährigen Gemahls nicht

gefallen. Sie schreckte vor seinen Kraftausdrücken, seinen dröhnenden, sporenklingenden Tritten und seinen Jagdhunden, die er ungeniert in ihre Zimmer mitbrachte, zurück. Von seinen Liebesabenteuern auf den Jagdfahrten und Bauerntänzen machte sie sich sichtlich übertriebene Vorstellungen. Daß die Ehe längere Zeit kinderlos blieb und dann statt des ersehnten Erbprinzen eine Prinzessin geboren wurde, trug auch nicht dazu bei, die Gatten einander näher zu bringen. Als aufrichtiger Freund des fürstlichen Paares mußte Goethe eine ernsthafte Neigung des Fürsten für eine andere Frau unter solchen Umständen um jeden Preis zu verhüten suchen. Goethe hat Karl August wiederholt einen seltenen großen Menschen genannt, und das war der Herzog auch sicherlich. Schon die Briefe des Zwanzigjährigen bekunden eine Reife und Weite der Weltanschauung, eine Sicherheit in der Beurteilung von Menschen und Dingen, die wahrhaft frappierend ist. Aber zwei Seelen wohnten in des Herzogs Brust. So wie ihn sein Dämon zu großen Taten und Worten besflügelte, so zog er ihn auch zu Zeiten in die trivialste Alltäglichkeit hinab. Goethe, der in seinem Gedicht „Imenau“ über den Herzog und sein Verhältnis zu ihm so über die Maßen feinsinnig, freisinnig und tiefgründig seine poetische Beichte abgelegt hat, kannte diese Schwäche, diesen man möchte sagen jungenhaften Zerstörungstrieb Karl Augusts besser als irgend ein anderer. Er konnte und durfte nicht dulden,

daß in müßiger Weise gedankenlos eine kostbare Menschenblüte geknickt wurde. Corona war zu einem fürstlichen Spielzeug zu gut und zu einer langjährigen Favoritinnenrolle, wie sie ihre spätere Kollegin Karoline Jagemann spielte, nicht geschaffen. Goethe zögerte aus allen diesen Gründen nicht, dem Herzog sofort energisch den Kopf zurecht zu setzen. Er redete ihn damals noch mit dem vertraulichen Du an und stand mit ihm etwa auf dem Fuße eines Leibburschen zum Leibfuchs. Coronen gegenüber scheint er zunächst geschwiegen zu haben; erst am 15. Februar verzeichnet das Tagebuch einen Besuch der Sängerin mit ihrer inzwischen gleichfalls nach Weimar übergesiedelten Freundin Minna Probst und der uns unbekanntem L. im Garten. Goethe wird wohl noch am selben Abend der Ertappung den Damen seine Meinung gesagt, Corona wird geschmolzt haben, und der jetzige Besuch bedeutete die Veröhnung. Auch ohne ihn hätte das Theater die beiden Freunde wieder zusammengeführt, indem Ende Februar und Anfang März Proben und Aufführungen von „Erwin und Elmire“ und „Lila oder die gute Frau“ stattfanden.

Goethe hatte das letztere Stück zur Feier des Geburtstages der Herzogin am 30. Januar verfaßt. Im kindischen Spiel lag diesmal ein tiefer Sinn, denn Goethe beabsichtigte hinter der Vermummung des bunten Festspiels der Herzogin eine Lehre zu erteilen. Er zeigte ihr in Lila, der Gattin des Barons Sternthal,

Stümcke, Corona Schröter.

5

eine sanfte liebenswürdige Frau, die durch ein Übermaß von Empfindsamkeit und liebevoller Besorgnis gemütskrank geworden ist, sich aus dem Familienkreis in die Einsamkeit zurückgezogen und dem Verkehr mit überfinnlichen Wesen gewidmet hat. Der kluge Doktor Verazio schafft ihr Gesundheit und Lebensfreude wieder, indem er Lilas Angehörige veranlaßt, auf die krankhaften Ideen der Baronin einzugehen, Feen- und Gespensterballets zu veranstalten und Lila von ihrem Wahne, daß ihr Mann gestorben sei, zu heilen. In der ursprünglichen Fassung war das Verhältnis umgekehrt, der Baron gemütskrank und seine Gattin Lila seine Retterin, weil Goethe wohl fürchtete, daß die realen Voraussetzungen und Grundlagen seiner Dichtung sonst allzu deutlich werden möchten. Die vom Kammerherrn von Sedendorf vertonten Lieder und Arien boten Corona, die die Lila oder die Fee Sonna verkörperte, reiche Gelegenheit, ihre Gesangkunst zu zeigen. Für die Ausstattung des Stückes waren große Opfer gebracht, u. a. war Meister Mejer aus Leipzig geholt, um den Prospekt einer herrlichen Parklandschaft zu entwerfen.

In dem, im folgenden Jahre zum Geburtstag der Herzogin aufgeführten Stücke „Die geflickte Braut“ oder, wie es später hieß: „Der Triumph der Empfindsamkeit“ setzte Dr. Goethe-Verazio seine Kur fort. Wieder begegnet uns eine junge Fürstin, die in einer Phantasiwelt lebt und Neigung zu einem gemütskranken Prinzen

hegt, der mit allen Requisiten der Wertherzeit und empfindsamen Naturschwärmerei, vor allem aber mit einer großen ausgestopften Puppe, die seiner Geliebten Mandandane, der Gattin des Königs Andraſon, völlig gleicht, durch die Welt zieht. Er iſt in die Puppe ſo vernarrt, daß er die richtige Mandandane, als ſie ihm in der Laube begegnet, gar nicht erkennt. Das Stück erreicht ſeinen Höhenpunkt in einer burlesker Selbſtperſiflage, wo der Puppe der Leib aufgeſchnitten wird und nun außer Sternes „empfindſamer Reiſe“, Rouſſeauxs „Heloïſe“ und anderen ſentimentalen Moderomanen auch „Werthers Leiden“ zum Vorſchein kommen. Die Fürſtin wird durch die Entdeckung, welche lächerlicher Überſpanntheit ihr Prinz mit dieſer Puppenliebe huldigte, von ihrer Schwärmerei geheilt.

Corona verkörperte in einem äußerſt prächtigen Kleide, das nicht weniger als 66 Taler gekoſtet hatte, die Mandandane, außerdem aber mit nachhaltigſtem Eindruck die Proſerpina im gleichnamigen Monodrama, das Goethe in die Poſſe eingekloben, wie er ſpäter einmal ſchrieb, freventlich eingekloben hatte. Aber die direkte Beziehung, auf die es Goethe damals ankam, tritt ſo klar hervor, daß wir an ein zufälliges Einſchieſel, einen Lückenbüßer, nicht zu glauben vermögen. Proſerpina, die Tochter der Ceres, die von Pluto ins Schattenreich entführt worden iſt und ſich nach dem Sonnenlicht, ihrer Mutter, ihren Freundinnen zurückſehnt und ihr trauriges Loſ als

Herrin der Unterwelt an der Seite eines ungeliebten Gatten verwünscht, aber ewig bleiben muß, weil sie von der Frucht des Granatbaumes gekostet hat, ist Herzogin Luise, wie sie Goethe damals mit der Märtyrerkrone erschien. Daß Corona Gelegenheit erhielt, ihre prachtvolle deklamatorische Begabung im Vortrag dieser leidenschaftlich wogenden freien Rhythmen zu betätigen, war natürlich ein Grund mehr, dieses scheinbar sinnlose Experiment der Einschlebung des hochtragischen Monologs zu wagen. Die junge Fürstin war durch ein bedeutungsvolles Widmungsgedicht darauf aufmerksam gemacht, daß „unter der Zaubermummerei doch guter Wille und Wahrheit sei“.

Goethes Tagebuchaufzeichnungen zeigen 1777 und 1778 nach dem Zwischenfall im Februar das Bild eines ruhigen, freundschaftlichen Verkehrs mit Crone, dem ein gelegentlicher, nicht tragisch genommener Streit — z. B. am 9. März: „Ging zu Cronen, kriegte Pieks und ging nach Hause“ — nur eine gewisse pikante Würze verlieh. Man schmollte ein paar Tage oder Wochen, traf sich dann bei Wieland oder einem anderen gemeinsamen Freund bei Tisch oder genoß die Annehmlichkeiten des Aufenthaltes im Gartenhäuschen, in dem Goethe das lang ersehnte eigene Heim gefunden und alle Freuden des Hausherrn und Gärtners liebevoll auskostete. Um sich vor ungebetenem Besuchen möglichst zu schützen, hatte er die über die Im führenden Brücken durch

Tore verbarrikadiert, zu denen nur Frau von Stein die Schlüssel besaß; aber auch der schönen Schröter öffnete sie sich oft genug. Bald kam sie allein, bald in Gesellschaft der dicken Cypassis, wie Wieland ihre treue Begleiterin Minna Probst scherzhaft nannte. Manchmal blieb sie den ganzen Tag im Garten und wurde bei einem solchen Besuch von dem Freunde gezeichnet, manchmal kam sie zum Frühstück oder Mittag. Gelegentlich vermerkt das Tagebuch auch zwei Besuche an einem Tage. Andererseits speiste Goethe auch häufig bei der Freundin oder unternahm mit ihr längere Spaziergänge und Spazierritte in die nähere und fernere Umgebung, da das talentvolle, vielseitige Mädchen auch die Kunst des Reitens sich zu eigen zu machen wußte. Einmal sehen wir sie zu Pferde Goethen ein tüchtiges Stück auf dem Wege nach Ilmenau begleiten. Mit Vorliebe erstreckten sich die Spaziergänge zu dem sogenannten Stern, einer an der Ilm sich hinziehenden anmutigen Grottenanlage. Wieland, der den beiden auf einem solchen Spaziergange einmal begegnete, hebt in einem Briefe an Merck mit Wohlgefallen hervor, daß „die schöne Schröterin in der unendlich edlen, attischen Eleganz ihrer ganzen Gestalt, und in ihrem ganz simplen und doch unendlich raffinierten und insidiosen Anzug wie die Nymphe dieser anmutigen Felsengegend ausah“. Auch der Herzog wird sich dann und wann hinzugesellt, und Corona die Freunde durch Gesang und Lautenspiel erfreut haben. Daß

neidische Klatschbasen an diesen musikalischen Spaziergängen und Coronas Schnürbrust und Reifrock verschmähender Toilette Anstoß nahmen und von fleischfarbenen Trikots faszelten, wohl gar die Herzogin gegen die kokette und vermeintlich unsittlich gekleidete Sängerin einzunehmen suchten, kann bei der instinktiven Abneigung der Masse gegen künstlerische Ausnahmenaturen nicht weiter wundernehmen. Auch das Schlittschuhlaufen, die von ihm am Weimarer Hof eingeführte und schnell beliebt gewordene neue Mode, hatte Goethe der Freundin gelehrt, und bis spät abends dehnte sich bei schönem Mondschein das muntere Spiel der blanken Eise manchmal aus, so daß Goethe heimgekommen todmüde aufs Lager fiel. Welchen nachhaltigen Eindruck Goethe von diesen Abendstunden in der schweigenden, glitzernden Winternacht an der Seite der schönen Freundin empfangen hat, beweist die wundervoll lebendige Schilderung des Eislaufes von Flavio und Hilaria in „Wilhelm Meisters Wanderjahre“, die aus diesem Grunde als autobiographisches Zeugnis hierher gesetzt sei.

„Der Himmel klärte sich auf, eine gewaltige Kälte, der Jahreszeit gemäß, trat ein: die Wasser gefroren, ehe sie verlaufen konnten. Da veränderte sich das Schauspiel der Welt vor allen Augen auf einmal; was durch Fluten erst getrennt war, hing nunmehr durch befestigten Boden zusammen, und alsobald that sich als erwünschte Vermittlerin die schöne Kunst hervor, welche, die

ersten raschen Wintertage zu verherrlichen und neues Leben in das Erstarrte zu bringen, im hohen Norden erfunden worden. Die Rüstkammer öffnete sich, jedermann suchte nach seinen gezeichneten Stahlschuhen, begierig, die reine, glatte Fläche, selbst mit einiger Gefahr, als der erste zu beschreiten. Unter den Hausgenossen fanden sich viele zu höchster Leichtigkeit Geübte; denn dieses Vergnügen ward ihnen fast jedes Jahr auf benachbarten Seen und verbindenden Kanälen, diesmal in der fernhin erweiterten Fläche.

„Flavio fühlte sich nun erst durch und durch gesund, und Hilarie, seit ihren frühesten Jahren von dem Oheim eingeleitet, bewies sich so lieblich als kräftig auf dem neu erschaffenen Boden; man bewegte sich lustig und lustiger bald zusammen, bald einzeln, bald getrennt, bald vereint. Scheiden und meiden, was sonst so schwer aufs Herz fällt, ward hier zum kleinen, scherzhaften Frevel: man floh sich, um sich einander augenblicks wiederzufinden.

„Heute nun konnte sich unser junges Paar von dem glatten Boden nicht loslösen; jeder Lauf gegen das erleuchtete Schloß, wo sich schon viele Gesellschaft versammelte, ward plötzlich umgewendet und eine Rückkehr ins Weite beliebt; man mochte sich nicht voneinander entfernen, aus Furcht, sich zu verlieren, man faßte sich bei der Hand, um der Gegenwart ganz gewiß zu sein. Am aller süßesten schien die Bewegung, wenn über den Schultern die Arme verschränkt ruhten

und die zierlichen Finger unbewußt in beiderseitigen Locken spielten.

„Der volle Mond stieg zu dem glühenden Sternenhimmel herauf und vollendete das Magische der Umgebung. Sie sahen sich wieder deutlich und suchten wechselseitig in den beschatteten Augen Erwidern wie sonst, aber es schien anders zu sein. Aus ihren Abgründen schien ein Licht hervorzublicken und anzudeuten, was der Mund weislich verschwieg; sie fühlten sich beide in einem festlich behaglichen Zustande.

„Alle hochstämmigen Weiden und Erlen an den Gräben, alles niedrige Gebüsch auf Höhen und Hügeln war deutlich geworden; die Sterne flammten, die Kälte war gewachsen, sie fühlten nichts davon und fuhrn dem lang daher glitzernen Widerschein des Mondes, unmittelbar dem himmlischen Gestirn selbst entgegen.“ —

Eine einseitige Zusammenstellung der Corona betreffenden Tagebuchnotizen kann leicht den falschen Eindruck hervorrufen, als habe Goethe der jüngeren und schöneren Freundin halber Charlotte vernachlässigt, aber das war nicht der Fall. Er hat vielmehr, ohne sich durch solche Inanspruchnahme beschwert zu fühlen, seine Zeit zwischen seinen beiden Egerien geteilt. Weilte Charlotte auf Kochberg oder im Bade, so wurden die Besuche bei Corona natürlich häufiger und länger ausgedehnt. Von irgend welchem Verdrängen Charlottens durch Corona kann aber keine Rede sein. Goethe bleibt sich in den Aus-

drücken seiner Verehrung und Zärtlichkeit wie in seinen Klagen über vermeintliche und wirkliche Vernachlässigung und zu strenge Behandlung gleich. Er treibt nach wie vor mit Charlotte Sprachen, Zeichnen, Physik, Astronomie, Gesteinskunde und versorgt sie unermüdlich mit Büchern und Neuigkeiten aus der großen Welt, speist bei ihr zu Mittag und zu Abend und erbittet und versendet einen derben Imbiß zum Frühstück oder kleine Leckereien, Erstlinge des Gartens und der Saison, zum Nachtiß. Auch bei Corona betätigte er natürlich den Grundsatz, daß kleine Geschenke die Freundschaft erhalten. Zweifellos ergänzten sich beide Frauen für Goethes Empfinden in erfreulichem Maße. Daß er gelegentlich geschwankt haben mag, ob nicht Corona der alternden Baronin vorzuziehen sei, daß er gelegentlich ganz im Bann der schönen Freundin lag, dürfen wir, ohne Goethe zu verkleinern, getrost behaupten. Alles in allem spricht aus den Corona betreffenden Tagebuchnotizen aus jener Zeit eine heitere und zufriedene Stimmung, so wenn er nach einem späten Besuch bemerkt: „War in schönem bestätigtem Wesen.“

Im Januar 1779 muß der Herzog die von Goethe empfangene Zurechtweisung und Warnung wieder vergessen haben, denn das Tagebuch meldet am 10.: „Abends nach dem Konzert eine radikale Erklärung mit dem Herzog über Crone. Meine Vermutung von bisher teils bestätigt, teils vernichtet. Endets gut für uns alle, ihr die ihr

uns am Gängelbände führt.“ Von Coronas Gesang hingerissen wird der junge Fürst ihr wohl gar zu auffällig seine Huldigung dargebracht und die empfindliche Herzogin dadurch verstimmt haben. Die Vermutung, daß der Herzog von seiner Leidenschaft durch die damalige Szene noch nicht endgültig kuriert worden, lag ja nahe. Jetzt mag Karl August ehrenwörtlich erklärt haben, daß Corona sich ihm gegenüber nichts vergeben habe und er von ihr mit den Worten der Tirolerin, die sie in Goethes im Vorjahre in Ettersburg aufgeführten Scherzspiel „Der Jahrmarkt von Plundersweilen“ schalkhaft verkörperte, beschieden sei:

„Nicht immer gleich
Ist ein galantes Mädchen
Ihr Herrn für Euch,
Nimmt sich der gute Freund zu viel heraus,
Gleich ist die Schneck' in ihrem Haus
Und er macht so!“ (d. h. er muß sich den
Mund wischen.)

Immerhin konnte diese neu aufflammende Neigung des Fürsten dem Freunde Besorgnis einflößen, daß es doch einmal zu einer Katastrophe kommen würde. Von Crone hielt sich Goethe diesmal, wie das Tagebuch bezeugt, länger als einen Monat fern und gab ihr dadurch deutlich zu verstehen, daß sie seine Warnungen und Ratschläge, in bezug auf den Verkehr mit dem Herzog, nicht genügend befolgt habe. Sie tat wieder den ersten Schritt zur Versöhnung, indem

sie Goethe „wegen der zwei edlen Veroneser“ besuchte. Da von einer Aufführung dieses Stückes zu jener Zeit nichts bekannt ist, so hat der Wunsch, den betreffenden Band der Shakespeareausgabe von Goethe zu leihen oder mündliche Auskunft über das Stück zu erhalten, natürlich nur den äußeren Vorwand des Besuches gebildet.

Einige Monate später sollte Corona dem Dichter die reinste Künstlerfreude bereiten, die ihm bis dahin beschieden gewesen. Am 6. April fand in Ettersburg die erste Aufführung der „Iphigenie“ statt, mit Corona in der Titelrolle, Goethe als Orestes, Knebel als Thoas, Prinz Konstantin als Pylades, Sekretär Senzel als Arkas. Bei der dritten Aufführung am 12. Juli 1779 spielte Karl August den Pylades. Unter mannigfach erschwierenden äußeren Umständen hatte Goethe diese bedeutendste seiner bisherigen Schöpfungen in den Winter- und Frühjahrsmonaten des Jahres 1779 glücklich vollendet. Während er das lästige Aushebungsgefchäft der Rekruten überwachte und um die Notlage der arbeitslosen Strumpfwirker in Apolda sich kümmerte, begleitete ihn das angefangene Manuskript. „Es ist verflucht, der König von Tauris soll reden als wenn kein Strumpfwirker in Apolda hungerte,“ schreibt er an Frau von Stein. In guten Stunden im Dornburger Schloßchen und in der Waldidylle des Schwalbensteins reifte die Dichtung zur Vollendung. Die Aufführung war die größte Leistung, die das Liebhabertheater

bis dahin unternommen hatte, aber der Erfolg belohnte die aufgewandte Mühe der Einstudierung. Die triviale Wendung, daß eine Rolle einer Künstlerin auf den Leib geschrieben sei, hatte vielleicht niemals mehr Berechtigung, als bei Coronas Iphigenie. Die gefällige Hoheit der Erscheinung, die priesterliche Sittsamkeit, die schöne Abgeklärtheit der schwesterlichen Freundschaft und Liebe, die den Unglücklichen vom Fluche befreit, der edle Anstand, mit dem sie das faltenreiche, griechische Gewand zu tragen wußte, alles kam zusammen, um den Eindruck jener Vorstellung zu einem unvergeßlichen zu machen. Auch Goethe als Orest gefiel, wenngleich seine Bewegungen einigen Zuschauern etwas steif erschienen. Die Hofdame Fräulein von Göchhausen, die getreue Korrespondentin von Goethes Mutter in Weimar, schrieb, sie wolle nur soviel sagen, daß „Goethe seinen Orest meisterhaft gespielt habe; sein Kleid sowie des Pylades seins war griechisch, und ich habe ihn in meinem Leben noch nie so schön gesehen“. Auch der junge Hufeland, der spätere berühmte Arzt und Verfasser der „Makrobiotik“, berichtet in seinen Erinnerungen: „Nie habe ich den Eindruck vergessen, den Goethe als Orest im griechischen Kostüm in der Darstellung seiner ‚Iphigenie‘ machte; man glaubte einen Apoll zu sehen. Noch nie erblickte man eine solche Vereinigung physischer und geistiger Vollkommenheit und Schönheit wie damals an Goethe.“ Der Weimarer



**Goethe und Corona Schröter als Orest und Iphigenie
in Ellersburg am 6. April 1779.**

**Stich von Jacius nach dem Gemälde von Georg Melchior Kraus
im Goethe-Nationalmuseum zu Weimar.**

Malers Melchior Krauß hat diese Iphigenien-aufführung im Bilde verewigt. Das Original ist leider verloren, aber ein nach dem Gemälde hergestellter Kupferstich im Weimarer Goethe-Nationalmuseum glücklicherweise erhalten. Mit sanfter traulicher Gebärde sucht die Dianen-priesterin den Bruder zu besänftigen. Corona zeigt auf diesem Bilde runde, weiche, noch etwas kindliche Züge, die reichlich weiten, schleierartigen Gewänder lassen die Gestalt etwas voll erscheinen. An Goethe-Orestes fallen die großen, leuchtenden Augen auf. Der ganze Kopf ist ersichtlich der apollinisch-dionnysischen Büste Trippels nachgebildet. — Nicht überflüssig ist vielleicht der Hinweis, daß damals noch nicht die unvergeßlich dem Gedächtnis sich einprägenden, majestätischen Verse der allein in die landläufigen Goetheausgaben aufgenommenen vierten und letzten Fassung den Darstellern von den Lippen flossen, sondern daß die erste der drei Profafassungen der Aufführung zugrunde lag, die freilich rhythmische Gliederung nicht vermessen läßt, und z. B. von Lavater seinerzeit in freie Jamben unschwer aufgelöst werden konnte. Zum Vergleich möge der erste Auftritt des ersten Aktes in beiden Fassungen hier teilweise folgen:

Iphigenie:

„Heraus in eure Schatten, ewig rege Wipfel des heiligen Hains, hinein in's Heiligthum der Göttin, der ich diene, tret' ich mit immer neuem Schauer, und meine Seele gewöhnt sich nicht hierher! So manche

Jahre wohn' ich hier unter euch verborgen, und immer bin ich wie im ersten fremd, denn mein Verlangen steht hinüber nach dem schönen Lande der Griechen, und immer möcht' ich über's Meer hinüber, das Schicksal meiner Vielgeliebten theilen. Weh dem! der fern von Eltern und Geschwistern ein einsam Leben führt; ihn läßt der Gram des schönsten Glückes nicht genießen; ihm schwärmen abwärts immer die Gedanken nach seines Vaters Wohnung, an jene Stellen, wo die goldne Sonne zum erstenmal den Himmel vor ihm aufschloß, wo die Spiele der Mitgeborenen die sanften, liebsten Erdenbande knüpften.“

Iphigenie:

„Heraus in eure Schatten, rege Wipfel
Des alten, heil'gen, dichtbelaubten Haines,
Wie in der Göttin stilles Heiligthum,
Tret' ich noch jetzt mit schauerndem Gefühl,
Als wenn ich sie zum erstenmal beträte,
Und es gewöhnt sich nicht mein Geist hierher.
So manches Jahr bewahrt mich hier verborgen
Ein hoher Wille, dem ich mich ergebe;
Doch immer bin ich, wie im ersten, fremd.
Denn ach mich trennt das Meer von dem Geliebten,
Und an dem Ufer steh' ich lange Tage
Das Land der Griechen mit der Seele suchend;
Und gegen meine Seufzer bringt die Welle
Nur dumpfe Töne brausend mir herüber,
Weh dem, der fern von Eltern und Geschwistern
Ein einsam Leben führt! Ihm zehrt der Gram
Das nächste Glück vor seinen Lippen weg,
Ihm schwärmen abwärts immer die Gedanken
Nach seines Vaters Hallen, wo die Sonne
Zuerst den Himmel vor ihm aufschloß, wo
Sich Mitgeborne spielend fest und fester
Mit sanften Banden aneinander knüpften.“

Die Frage, ob Charlotte von Stein oder Corona das Urbild der Iphigenie sei, hat die Geister

mannigfach erregt, und ist je nach dem Standpunkt des Beurteilers verschieden beantwortet worden. Es unterliegt jedoch für uns keinem Zweifel, daß dem Dichter bei der Konzeption des Dramas Charlotte vorgeschwebt hat. Eine Briefstelle aus dem Jahre 1775: „Vielleicht peitscht mich bald die unsichtbare Geißel der Eumeniden wieder aus meinem Vaterlande,“ wird doppelt bedeutsam, wenn wir sie mit jenem am 14. April 1776 an Charlotte übersandten Gedichte zusammenhalten, in dem es heißt:

„Ach, Du warst in abgelebten Zeiten
Meine Schwester oder meine Frau.
Kanntest jeden Zug in meinem Wesen,
Spähstest, wie die reinste Nerve klingt,
Konntest mich mit einem Blicke lesen,
Den so schwer ein sterblich Aug' durchdringt.
Tropftest Mäßigung dem heißen Blute,
Richtetest den wilden, irren Lauf,
Und in Deinen Engelsarmen ruhte
Die zerstörte Brust sich wieder auf,
Hieltest zauberleicht ihn angebunden
Und vergaukeltest ihm manchen Tag.
Welche Seligkeit glich jenen Wonnestunden,
Da er dankbar Dir zu Süßen lag,
Fühlt' sein Herz an Deinem Herzen schwellen,
Fühlte sich in Deinem Auge gut,
Alle seine Sinne sich erhellen,
Und beruhigen sein brausend Blut!“

Daß Coronas der Antike angenäherte Erscheinung auf die äußere Gestaltung der Dichtung eingewirkt hat, daß das Bewußtsein, eine so hervorragend geeignete Darstellerin der Titelrolle

zu besitzen, der Ausarbeitung im einzelnen zu gute gekommen ist, soll andererseits nicht ge-
leugnet werden, aber es heißt geradezu lächer-
weise an der Außenseite und Oberfläche bleiben,
wenn man erklärt, „daß Corona dem schon von
Euripides gebotenen Ideal der jungfräulichen
Priesterin weit mehr entsprochen habe, als Frau
von Stein mit ihren sieben Kindern, ihrem Ge-
mahl Oberstallmeister und ihrem Geliebten Goethe“,
und mithin nur sie als Urbild in Frage kommen
könne. Die Modellfrage ist, nebenbei bemerkt,
bei Goethe fast nie eine leichte, da er nie skla-
visch die Wirklichkeit kopiert hat und bezeichnende
Züge bald von dieser, bald von jener Persön-
lichkeit des realen Lebens entlehnte. So hat
die Herzogin Luise nicht nur der Prinzessin im
„Tasso“, sondern auch der Leonore Sanvitale
Züge geliehen, und bei der Gestalt des Antonio
hat nicht nur der Goethen abholde Minister
Fritsch, sondern haben auch Merck und Herder
Pate gestanden.

Goethe schrieb selber nach der Aufführung
vielsagend ins Tagebuch: „Iphigenie gespielt;
gar gute Wirkung davon, besonders auf reine
Menschen.“ Das Gefühl bei ihm, der schönen
und talentvollen Freundin in erster Linie den
Erfolg zu verdanken, und auf der andern Seite
eine natürliche Dankbarkeit Coronas für den
Poeten, der ihr eine ihrer Individualität so zu-
sagende große und würdige Aufgabe gestellt,
mußte dazu beitragen, das Band zwischen den

beiden seltenen Menschen noch mehr zu festigen, soweit dies eben bei den im Grunde gänzlich verschiedenen Naturen möglich war. — Das Jahr 1779 bildet eine bedeutsame Etappe in Goethes Leben. Er war jetzt drei Jahre im Strudel des Weimarer Genietreibens und Hoflebens, hatte mit einer uns oft unglaublich dünkenden Vielseitigkeit die heterogensten Geschäfte, Arbeiten und Vergnügungen auf sich genommen, sein Händchen wohl oder übel in alles gesteckt, da, von der Herzogin-Mutter angefangen, man überall seinen Rat, seine Beihilfe wünschte, nicht nur in Sachen der Kunst und des Theaters. Aber obgleich es ihm weder an Beliebtheit noch an Erfolgen mangelte, sehen wir doch eine große Müdigkeit, eine herzliche Abneigung gegen das Hofleben, das gar zu bunte und rastlose Treiben den Dichter überkommen; 1777 reißt er sich für kurze Zeit los, um auf der winterlichen Harzreise ganz inkognito in der freien, großen Natur die Seele rein zu baden und ernste starke Eindrücke zu empfangen. In dem Julimonat des Jahres 1779 kommt Goethes alter, scharfblickender Freund, der Kriegsrat Merck, aus Darmstadt nach Weimar zu Besuch und nimmt den Dichter und Menschen unter die kritische Lupe: „Was Teufel fällt dem Wolfgang ein, hier zu Weimar am Hofe herumzuschranzen und herumzuschwenzeln, anderen zu hodeln, oder was mir alles eins ist, von anderen hodeln zu lassen. Giebt es denn nichts besseres für ihn zu thun?“ Mag der

Wortlaut dieser von Goethes Biographen Falk uns überlieferten Klage Mercks nun echt oder unecht sein, in der Sache wird es damit seine Richtigkeit und Merck nach alter Gewohnheit kein Blatt vor den Mund genommen haben.

Das Tagebuch gibt uns die Bestätigung: „Gute Wirkung auf mich von Mercks Gegenwart; sie hat mir nichts verschoben, nur wenige dürre Schalen abgestreift und in dem alten guten mich befestigt. Durch Erinnerung des Vergangenen und seine Vorstellungsart mir meine Handlungen in einem wunderbaren Spiegel gezeigt, da er der einzige Mensch ist der ganz erkennt was ich thu und wie ichs thue, und es doch wieder anders sieht wie ich, vom anderen Standort, so giebt das schöne Gewißheit.“ Und gleich darauf heißt es: „Auch dünkt mich sei mein Stand mit Cronen fester und besser.“ Es liegt nahe, zu vermuten, Goethe habe mit Merck auch über Corona gesprochen, und der weitblickende, skeptische und gelegentlich auch mephistophelische ältere Freund habe über Goethes eigentümliche Stellung zwischen den zwei Frauen mit unerbittlicher Logik sich verbreitet. Er wird Goethen geraten haben, Kraft und Empfindung nicht zu verzetteln, Coronen keine Hoffnungen zu machen, die er doch nicht erfüllen könne, und vom Pfade einer ruhigen Vertrauen mit Vertrauen lohnenden Freundschaft nicht abzuweichen. Goethes ernste Stimmung hält auch nach Mercks Fortgang an. Am 7. August sieht er seine Papiere durch und „verbrennt alte

Schalen“. „Andre Zeiten andre Sorgen. Stiller Rückblick aufs Leben, auf die Verworrenheit, Betriebsamkeit, Wißbegierde der Jugend, wie sie überall herumschweift um etwas befriedigendes zu finden. Wie ich besonders in Geheimnissen, dunklen Imaginativen Verhältnissen eine Wollust gefunden habe. Wie ich alles Wissenschaftliche nur halb angegriffen und bald wieder habe fahren lassen, wie eine Art von demütiger Selbstgefälligkeit durch alles geht was ich damals schrieb. Wie kurzsinzig in Menschlichen und göttlichen Dingen ich mich umgedreht habe. Wie des Thuns, auch des zweckmäßigen Denkens und Dichtens so wenig, wie in zeitverderbender Empfindung und Schatten Leidenschaft gar viel Tage verthan, wie wenig mir davon zu Nutz kommen und da die Hälfte nun des Lebens vorüber ist, wie nun kein Weg zurückgelegt sondern vielmehr ich nur dastehe wie einer der sich aus dem Wasser rettet und den die Sonne anfängt wohlthätig abzutrocknen. Die Zeit daß ich im Treiben der Welt bin seit 75 Oktbr. getrau ich noch nicht zu übersehen. Gott helfe weiter, und gebe Lichter, daß wir uns selbst nicht so viel im Wege stehn. Lasse uns von Morgen zum Abend das gehörige thun und gebe uns klare Begriffe von den Folgen der Dinge. Daß man nicht sei wie Menschen die den ganzen Tag über Kopfweh klagen und gegen Kopfweh brauchen und alle Abend zu viel Wein zu sich nehmen. Möge die Idee des reinen die sich bis auf den Bissen er-

streckt den ich in Mund nehme, immer lichter in mir werden.“ Das sind Worte von einer Kraft und Innigkeit der Empfindung, die keinen Zweifel übrig läßt, daß es sich hier nicht um eine flüchtige Laune, einen augenblicklichen moralischen Katzenjammer und um selbstbelügende Phrasen handelt. Um mit sich und dem Herzog ins reine zu kommen, regt Goethe die denkwürdige Herbstreise in die Schweiz an, wo er und der Fürst von keinem lästigen Beobachter behindert, nur der Mensch dem Menschen einander gegenüberstehen, in dem winterlichen Tale von Chamoni, auf der eisigen Höhe des Furkappasses und des St. Gotthardts die großartigsten und elementarsten Natureindrücke empfangen. Ob Goethe aus der Schweiz an Corona geschrieben hat, wissen wir nicht. Das letzte im Tagebuch gemeldete Zusammensein am 30. August war ein durchaus freundliches. Er speiste bei der Freundin und spazierte mit ihr nach Belvedere. „War ein überschöner Abend und Nacht.“

Am 14. Januar 1780 kehrte Goethe von der Reise zurück. Erst eine Woche später besuchte er Corona zum Mittagessen. „Sie drückte mich durch eine unbehagliche Unzufriedenheit, ich ward sehr traurig bei Tisch,“ meldet das Tagebuch. Den Abend vorher hatte Goethe der Aufführung von Händels „Alexanderfest“, in der Corona mitwirkte, beigewohnt und sich von den musikalischen Leistungen wenig befriedigt gefühlt, denn er bemerkt im Tagebuch: „Unsere Leute sind

nicht dazu.“ Er wird bei der Begegnung am folgenden Tage mithin auch Corona kein Kompliment über ihren Gesang gemacht haben, wie sie es wohl erwartete. Sie wird ohnehin geschmolzt haben, daß er eine volle Woche bis zum ersten Wiedersehen verstreichen ließ, nachdem sie während seiner monatelangen Abwesenheit den geistig anregenden Verkehr mit dem Freunde schon schmerzlich genug vermißt und sich vereinsamt gefühlt hatte. Es liegt auch die Annahme nahe, daß Corona bei dieser Gelegenheit mehr oder minder deutlich zu verstehen gab, daß sie sich ihr Leben in Weimar ganz anders vorgestellt hatte. Aber auch diese Verstimmung war nicht von Dauer. Als Corona den Freund, der längere Zeit an einem Schnupfenfieber laboriert hatte, zum ersten Male Anfang Februar zu Tisch besuchte, konnte er am Abend im Tagebuch notieren, „daß sie beide sehr lustig gewesen“. Auch das nächste gemeinschaftliche Mittagessen verlief zu beiderseitiger Befriedigung. In den folgenden Monaten sehen wir Corona, meistens in Begleitung ihrer treuen Wilhelmine, öfters im Gartenhaus erscheinen, auch die gemeinschaftlichen Spaziergänge ums Webicht und nach Belvedere werden wieder aufgenommen. Am 1. August las Goethe den Mädchen die inzwischen fertig diktierte Schweizer Reise vor. Am Abend kam der Herzog, „und“, wie das Tagebuch bedeutsam kündigt: „da wir alle nicht mehr verliebt sind und die Lavaoberfläche verkühlt ist, gings recht munter

und artig; nur in die Ritzen darf man noch nicht visitieren, da brennts noch.“ Auch die 1780 wieder flott einsetzenden Liebhabervorstellungen — auf dem Platze, wo noch heute das Theater in Weimar steht, war ein neues Schauspielhaus erbaut worden, das zugleich als Redoutensaal diente — führten Dichter und Sängerin naturgemäß häufig zusammen. „Das Theater ist eins von den wenigen Dingen, an denen ich noch Kinder- und Künstlerfreude habe,“ bekannte Goethe im Mai dieses Jahres. Allerdings arbeitete er lieber an seinem „Tasso“, als daß er an Sekendorffs schwachem Singspiel „Kallisto“ als Schauspieler und Regisseur tätigen Anteil nahm. „O Kallisto, o Kallisto,“ entfährt ihm ein schmerzlicher, im Tagebuch aufbewahrter Seufzer nach der abendlichen Probe; und an Frau von Stein berichtet er am nächsten Morgen: „Gestern Abend hat mich das schöne Mijel (Corona, die die Titelrolle verkörperte) gleich einem Kometen aus meiner gewöhnlichen Bahn mit sich nach Hause gezogen. Es war viel übler Humor in der Probe, besonders der Autor und die Heldin schienen nicht zusammen zufrieden zu sein.“ Trotzdem gab sich Goethe bei der Aufführung alle Mühe, und das Stück fand Beifall.

Weit mehr Genuß wird es ihm bereitet haben, Corona gelegentlich der Aufführung des Haffeschen Oratoriums in ihrer alten Glanzrolle als Helena wieder hören zu dürfen. Auch in Händels „Messias“ muß sie ihre Sache gut gemacht haben,

denn Goethe verzeichnet im Beichtbuch, daß er „neue Ideen von Deklamationen empfangen habe“. „Jern und Bäteln“, das als Frucht der Schweizer Reise entstandene anspruchslose Singspiel, gab der Freundin Gelegenheit, wieder eine neue Rolle zu kreieren. „Die Actrice, der Bätelns Rolle zugeordnet ist,“ schrieb Goethe an den Komponisten Kanfer, „hat einen schönen Umfang von Stimme und ist eine geübte Sängerin.“ Am 18. August kam im Waldtheater zu Ettersburg die zum geflügelten Wort gewordene Wendung vom „ungezogenen Liebling der Grazien“ zum ersten Male von Coronas Lippen, indem sie als Nachtigall Goethes Epilog zu seiner dem Fräulein von Göckhausen rasch in die Feder diktierten freien Bearbeitung des Aristophanischen Lustspiels „die Vögel“ sprach. Die Vermummung der Darsteller und Darstellerinnen in Vogelbälge mit beweglichen Schwänzen und Federn — Uhu und Eule konnten sogar die Augen rollen — und die drastische Nachahmung der Vogelstimmen erregten die lebhafteste Heiterkeit. — Goethes längere Abwesenheit im September und Oktober infolge einer Reise ins Oberland und eines Besuchs auf dem Gute der Frau von Stein scheint Corona wieder in trübe Stimmung versetzt zu haben. „Cronen getröstet“ lautet eine lakonische Notiz im Tagebuche. Klagen über Mangel an Beschäftigung können es nicht gewesen sein, denn man probte gerade die Operette „Robert und Kallisto“.

Im Januar 1781 hatte Goethe für die Freundin zur Karnevalszeit wieder einen hübschen Scherz erdacht, indem er ihr in seinem Epiphaniastied, das am Dreikönigsabend zum Vortrag gelangte, die Rolle des ersten der drei Weisen aus dem Morgenlande übertrug:

„Ich erster bin der weiß' und auch der schön',
Bei Tage solltet ihr erst mich sehn!
Doch ach mit allen Specerein
Werd' ich sein Tag kein Mädch'n erfreun.“

Ein gefälliger Scherz, der bei der Hofgesellschaft den beabsichtigten Heiterkeitserfolg nicht verfehlte.

Dom 17. Januar bis zum 1. August dieses Jahres weist das Tagebuch eine große Lücke auf. „Es thut mir leid daß ich bisher versäumt habe aufzuschreiben, dies halbe Jahr war mir sehr merkwürdig,“ bemerkt Goethe, als er die Eintragungen wieder aufnahm. Wir wissen, daß es sich in jenen Monaten nicht um äußere Abhaltungen handelte — selbst bei der drängendsten Fülle der Geschäfte und Lustbarkeiten hatte er die wenigen Minuten für das abendliche Beichtbuch meist erübrigt — sondern daß die Wendung, die sein Verhältnis zu Charlotte von Stein genommen, das überströmende Glücksgefühl der endlichen Erhörnung, ihm alle übrigen Ereignisse des Tageslaufs gleichsam unwichtig erscheinen ließ und ihn verstummen machte. In den Briefen dieses Jahres redet er die Freundin zum ersten Male wieder mit Du an, sie verweist es ihm

nicht nur nicht mehr, sondern sie scheint in jener Zeit gleichfalls die trauliche Anrede in ihren Briefen gebraucht zu haben: „Ich wollte,“ heißt es in einem Briefe Goethes aus diesem Jahre, „daß es irgend ein Gelübde oder Sakrament gäbe, das mich Dir auch sichtlich und gesetzlich zu eigen machte; wie wert sollte es mir sein! Und mein Noviziat war doch lang genug, um sich zu bedenken.“ Zum äußeren Zeichen übersendet er ihr die Ringe, und von der Reise aus Gotha besiegelt er den Bund mit den feurigen Versen:

„Den Einzigen Lotte welchen Du lieben kannst,
Forderst Du ganz und mit Recht,
Auch ist er einzig Dein.“

Mit Corona zeigt ihn trotzdem das wieder aufgenommene Tagebuch im besten, freundschaftlichen Einvernehmen, sie musiziert jetzt fleißig in seiner Gesellschaft, singt ihm Romanzen von Rousseau und Arien von Gluck vor, auch eigene Kompositionen, wie das gefällige römische Lied, das Goethe für sie in Wielands „Merkur“ verdeutscht hatte, und Lieder aus der „Fischerin“. Aber so oft er jetzt Charlotten über sein Zusammensein mit der schönen Sängerin berichtet, klingt es wie eine Bitte um Entschuldigung zwischen den Zeilen, und nicht nur zwischen den Zeilen: „Die Schröter hat das *salve regina* von Pergolese recht schön gesungen, meine Gedanken waren indessen bei Dir. Wie die Musik nichts ist ohne die Stimme, so wäre mein Leben nichts ohne Deine Liebe,“

berichtet er nach einem Konzertabend. Im Februar 1781 möchte er wieder eine gesellschaftliche Annäherung zwischen den beiden Frauen einleiten: „Die Schröter hab ich heut in der Absicht zu Tisch gebeten, um sie hernach zu Ihnen zu bringen, Lassen Sie es dabei und sagen ihr allenfalls ein artig Wörtchen, daß sie nach dem Essen mit mir kommen möchte, und daß Sie sie hätten einladen wollen.“ Ende März schreibt er an die Geliebte, als er sie eines Abends nicht besuchen kann und sich vereinsamt fühlt: „Erst dacht ich einmal die Schröter einzuladen, die in acht Wochen nicht bei mir war, hernach zog ich die Einsamkeit vor. Lebe wohl und wisse, wie sehr Du mich glücklich machst.“ Im April motiviert er einen Besuch Coronas mit gemeinsamer Arbeit an der Versifizierung der Iphigenie. Anfang Mai meldet er: „Ich gehe zur Schröttern und bin nur halb da, nicht einmal halb.“ Im selben Monat eine direkte Entschuldigung: „Die Schröter kommt zu Mittage. Ich bin und bleibe nun einmal der Frauen Günstling, als einen solchen mußt Du mich auch lieben.“ Ähnlich heißt es am 1. September: „Ich bin heut musikalisch und esse mit der Schröttern, bin und bleibe aber doch ganz Dein.“ Bezeichnend ist auch, daß er Charlotten gegenüber jetzt nicht mehr von „Trone“ und dem „Misel“, sondern nur von „der Schröter“ spricht. An Goethes Geburtstagsfeier in diesem Jahre, die sich durch eine Aufführung im neu eingerichteten Tiefurter Parktheater zu

einer Huldigung eigener Art für den Dichter gestaltete, nahm Charlotte nicht teil, wie sie auch der Aufführung der „Iphigenie“ nicht beigewohnt hatte. Es scheint ihr überhaupt direkt peinlich gewesen zu sein, den Freund zusammen mit Corona auf denselben Brettern zu erblicken oder die schöne Sängerin als Mittelpunkt der Vorstellung gefeiert zu sehen. Eine zu rechter Zeit sich einstellende Migräne oder sonstige Unpäßlichkeit diente als Vorwand ihres Fernbleibens. Goethe wird instinktiv den Grund erkannt haben und nicht weiter in sie gedrungen sein, die Feste durch ihre Gegenwart zu verschönen. Auch gestalteten sich der Verkehr und das Zusammenspiel mit Corona für ihn naturgemäß weit zwangloser, als wenn ihn der Gedanke verfolgt hätte, daß die im Zuschauerraum sitzende ältere Freundin sein Mienenspiel und seine Gebärden gleichsam kontrollierte, ob er nicht etwa mehr Feuer und Zärtlichkeit für die schöne Partnerin an den Tag legte, als die Rolle unbedingt erforderte. An jenem 28. August 1781 ging ein von Seckendorff gedichtetes pantomimisch-allegorisches Schattenspiel „Minervens Geburt, Leben und Taten“ in Szene, das sich zu einem Triumph für Coronas schöne Leiblichkeit gestaltete. Die Darsteller, der Herzog als Vulkan an der Spitze, agierten hinter einer durchsichtigen weißen Leinwand. Karl August schrieb auch für das seit August 1781 erscheinende Tiefurter Journal, in dem sich das Liebhabertheater ein eigenes Organ geschaffen, hernach eine drastische

Kritik und Inhaltsangabe. Den Gegenstand des Stückes bildete die bekannte griechische Fabel von Minervens Geburt. Zeus hat, da ihm verkündet worden, seine Frau, die Methis, werde ein Kind gebären, das ihn vom Throne stoßen würde, seine schwangere Gattin verschlungen, fühlt sich nach der ungewohnten Mahlzeit jedoch äußerst elend. Askulap, der himmlische Leibarzt, sieht seine Kunst an dem Göttervater scheitern. Auch ein Aderlaß, den ein herbeigerufener Zyklop vornimmt, bleibt wirkungslos. Da erhebt Vulkan seinen gewaltigen Hammer, spaltet mit einem Schläge Zeus den Schädel und zieht Minerva, ein völlig ausgebildetes, stattliches Frauenzimmer, heraus. Jupiter ist von dem Schmerz erlöst, und alle Götter huldigen der Neugeborenen und alle schenken ihr Waffen und eine Eule. Im dritten Akt läßt der Dichter Minerven im Buch des Schicksals lesen und darin den 28. August als einen der glücklichsten Tage bezeichnet finden, „da an ihm vor 32 Jahren der Welt einer der besten Schriftsteller und weisesten Männer geschenkt worden sei“. In den Wolken erscheint ein besflügelter Genius mit dem Buchstaben G. Minerva bekränzt ihn und verleiht ihm die göttlichen Geschenke, Apolls goldene Leier und Blumenkränze. Nur die Peitsche des Momus läßt sie beiseite, da diese einer keuschen Jungfrau nicht gezieme. Aber Momus läßt sich nicht abschrecken, kommt selber herbeigelaufen und hängt seine Geißel mit der Aufschrift „aves“ — eine Anspielung auf

Goethes Bearbeitung der „Dögel“ — bei den übrigen Geschenken auf, indessen in den Wolken ein Transparent mit der Flammeninschrift „Iphigenie“ und „Faust“ erscheint.

Nicht nur Papa Wieland empfand schmunzelndes Behagen bei dem anmutigen Anblick, als Vulkan Jupiters gewaltigen Pappkopf spaltete und Minerva=Corona nur mit einem leichten durchsichtigen Florgewand bekleidet emportauchte. „Mit Vergnügen bemerkte er“ in seinem in das Tiefurter Journal gleichfalls eingerückten kritischen Referat über die Aufführung bei Coronen „die allergenaueste Übereinstimmung mit dem griechischen Götterkostüm“, während er an der Darstellerin der Venus tadelte, daß die Göttin der Schönheit, die doch nur einen goldenen Gürtel tragen dürfe, viel zu bekleidet gewesen sei und eher einer Wäscherin oder Grasnymphe ähnlich gesehen habe. Goethe freilich hütete sich, in seinem Bericht an Frau von Stein am nächsten Morgen von Coronas Schönheitserfolg zu sprechen, und bemerkte nur kurz: „Gestern ist das Schauspiel recht artig gewesen, die Erfindung sehr drollig und für den engen Raum des Orts und der Zeit gut ausgeführt. Hier ist das Programm. N. B. es war en ombre chinois, wie Du vielleicht schon weißt.“

Im Jahre 1782 gingen die Wogen des gesellschaftlichen Lebens bei Hofe so hoch, daß es Goethe, zumal sein Gesundheitszustand zu wünschen übrig ließ, schon fast zu viel wurde. „Seit

Anfang des Jahres," schreibt er, „hat es viel Treibens zur Komödie und Redouten gegeben, da ich denn freilich meine Hand den Kreisel zu treiben habe hergeben müssen, die von anderen Expeditionen schon herzlich müde ist.“ In dem Ballett „Amor“, das er für den Geburtstag der Herzogin Luise in diesem Jahre dichtete, zeigt sich ein Schatten solcher Müdigkeit und Verstimmung, zugleich nochmals eine direkte Mahnung an die fürstliche Herrin. Der Gedanke von der durch Schuld verlorenen ewigen Jugend liegt der Komödie zugrunde. Ein Zauberer und eine Zauberin haben einen mächtigen Geist beleidigt, und sind von ihm verdammt zu altern, so lange, bis sie in der Bergestiefe den großen Karfunkelstein finden, der das Glück verkörpert. Zauberer und Zauberin vereinigen ihre Macht, beschwören ihre Berggeister, Seen und Gnomen, der wunderthätige Stein wird gefunden, der Bann von den Beiden gelöst, Amor springt heraus, das Theater verwandelt sich in einen prächtigen Saal, alle Personen des Stückes, Zauberer und Zauberin an der Spitze, werden verjüngt und verwandelt, und der Liebesgott überreicht, von der Bühne ins Parterre trippelnd, der Herzogin ein auf ein Atlasband gedrucktes Gedicht, in dem es u. a. heißt: „Jugendfreuden zu erhalten, Zeig ich leis das wahre Glück.“ — Man geht wohl nicht fehl in der Annahme, daß Goethe bei der Klage des Zauberers, daß er und seine Freundin altern, daß Jugend und Schönheit bei ihr im Ent-

schwänden seien, ohne daß sie es selbst wahrnimmt, an Frau von Stein dachte, die damals sich dem vierten Jahrzehnt näherte. Auch bei anderen Freundinnen, der munteren Arsinoe, der sanften, schlanken Lato, die „der Geister Freude war“, bemerkt der Zauberer die Spuren des Alters; vielleicht dachte Goethe bei Lato an Corona. Drei Tage vor der Aufführung des Ballets war Mieding gestorben, und Goethe hatte mit dem Kranze, den er dem bescheidenen treuen Manne in seinen Versen auf den Hügel legte, zugleich der Freundin den immergrünen Lorbeer um die edle Stirn geschlungen. Schon in unvollendeter Gestalt hatte das Gedicht einen Beifall gefunden, der Goethe mit Recht von Herzen erfreute. „Vollendet machte es die schönste Sensation.“ An Charlotte schrieb er: „Mein Gedicht hat der Herzog sehr gut aufgenommen, ich bin auf sein weiteres Schicksal verlangend. Ich habe der Schröttern zu Ehren zwölf Verse drinnen, die Du hoffe ich schön finden und in allem Sinne damit zufrieden sein sollst.“ Der Herzog schrieb entzückt an Knebel: „Mieding ist fertig und Corona bekommt darin einen unverwelklichen Kranz.“ Und humoristisch der Abweisung, die er von der schönen „marmorkalten“ Sängerin einst erhalten, gedenkend und zugleich in neuem Enthusiasmus aufblühend, fährt er fort: „Schade, daß der Minnesold in neueren Zeiten so teuer ist; wäre er es weniger, sie könnte Goethen nicht anders als mit ihrer Person danken;

o wie wollten wir nicht noch in unseren alten Tagen Verse machen lernen.“ Aber nicht nur im Rahmen dieses theatralischen Mikrokosmos gedachte Goethe der schönen Freundin, sondern auf sie bezieht sich auch das hübsche Epigramm der „Nachtigall“, das der Dichter am 26. Mai 1782 ohne weitere Erklärung Frau von Stein übersandte:

Der Nachtigall.

Dich hat Amor gewiß als Sängerin fütternd erzogen,
Kindisch reichte der Gott Dir mit dem Pfeile die Kost.
Damals saugtest Du schlürpfend den Geist in die lieb-
liche Kehle,
Denn wie Enpriens Sohn trifft Philomele das Herz.

Wenn auch Philomele, die liebliche Waldsängerin, ein unentbehrliches Requisite in der Enrik des 18. Jahrhunderts war, und beispielsweise auch Knebel in einer Elegie „Philomele in Tiefurt“ feierte, so liegt doch die Beziehung auf Corona, Goethes Nachtigall in den „Vögeln“, die schon in Leipzig mit dem Wohl laut ihrer Stimme so viele Herzen getroffen, zu nahe, als daß man an ein allgemeines Nachtigallenliedchen und eine bloße Inschrift für die Nachtigallengrotte im Tiefurter Park denken dürfte.

Wenige Tage nach Miedings Begräbnis fand wieder eine festliche Veranstaltung bei Hofe statt: ein „Aufzug der weiblichen Tugenden“, bei dem Corona die Bescheidenheit verkörperte und der Herzogin Band und Kranz überreichte. Im Juli 1782 erhielt Corona Gelegenheit, in Goethes

Wald- und Wasserdrama „Die Fischerin“ nicht nur als Darstellerin, sondern auch als Komponistin zu glänzen, indem sie den „Erlkönig“ und die von Herder übersetzten, von Goethe in das Stück übernommenen und von ihr vertonten Volkslieder zum ersten Male öffentlich vortrug. Die Ausführung der „Fischerin“ war die Glanzleistung des Tiefurter Liebhabertheaters, wie die „Iphigenie“ die des Ettersburger. Die Natur vermählte sich an diesem Abend der Kunst, um einen Stimmungszauber seltener Art über das Ganze zu breiten. Die Im war durch zahlreiche Fackeln und Lampen beleuchtet. Unter den hohen Erlen am Flusse standen einzelne Fischerhütten mit Kähnen, Netzen und sonstigen Geräten. Auf dem Herd brannte das Feuer, und Dortchen-Corona sang mit ihrer weichen, klangvollen Stimme ihre anspruchslose, echt volkstümliche Komposition des Liedes vom Erlkönig. Um dem säumigen Vater und Verlobten einen Streich zu spielen, will sie den Anschein erwecken, als sei sie beim Wasserschöpfen in den Fluß gestürzt, stellt Eimer und Hut entsprechend auf und versteckt sich. Die beiden Männer kommen nach Hause, glauben erst, das Mädchen sei bei der Nachbarin, geraten dann aber in Unruhe, finden die verdächtigen Zeichen und rufen die Genossen zusammen, um die Vermißte zu suchen. Auf den Kähnen der von allen Seiten auf der Im eilig herbeirudernden Fischer, sowie am Ufer flammten plötzlich Fackeln und Feuerzeichen auf. Der

ganze Schauplatz war taghell erleuchtet und hob sich aufs wirkungsvollste von dem nächtlichen schwarzen Hintergrunde ab. Wer der denkwürdigen Festvorstellung der „Fischerin“ im Tierfurter Park im Anschluß an die Tagung der Goethegesellschaft anno 1897 beigewohnt hat, wird begreifen, daß die Zuschauer jener ersten Aufführung einen unvergeßlichen Eindruck erhielten. Daß die herbeigeströmte Menge, um die zauberische Beleuchtung des Wassers besser zu sehen, die Holzbrücke überfüllte, so daß sie unter der ungewohnten Belastung nachgab und einstürzte und den Neugierigen zu einem unfreiwilligen kalten Bade in dem an dieser Stelle seichten Flusse verhalf, tat der Stimmung keinen Abbruch, sondern entfesselte nur Heiterkeit bei den Betroffenen wie den Unbeteiligten.

Frau von Stein wohnte auch dieser Aufführung nicht bei, ja das durch die Proben bedingte häufige Zusammensein des Geliebten mit Corona scheint sie ernstlich verstimmt zu haben, zumal ihr irgend eine Klatscherei über Goethes Benehmen bei den Proben hinterbracht wurde. So reagierte sie denn auf die Übersendung des Manuskriptes der „Fischerin“ und die Mitteilung, daß die Probe gut ausgefallen sei, mit keinem Wort, obgleich Goethe am selben Tage noch einmal schrieb, ein Büchelchen zum Vorwande schickte und bedeutsam bemerkte: „Ich bin Dir viel schuldig, das weiß ich wohl, aber Du bist mirs auch. Laß mich nicht so.“ Und am näch-

sten Morgen kommt ein neues Zettelchen: „Sage mir, liebe Lotte: Wie bist Du aufgestanden? Sag mir, ist es physisch, oder hast Du etwas in der Seele was Dich kränkt? Du glaubst nicht, was mich Dein Zustand geängstigt hat. Das einzige Interesse meines Lebens ist, daß Du offen gegen mich sein magst. Das Eingeschlossene hält ich nicht aus.“ Am nächsten Tag sendet er eine Bildermappe und versichert: „Du hast mein Herz in Verwahrung, und also brauchst Du weiter nichts. Die Zeit wird ja wohl auch wiederkommen wo das Deinige sich öffnet.“ Umsonst, Lotte bleibt hartnäckig und verbittet sich jeden Besuch ihres Anbeters. Goethe erklärt nach zwei Tagen, er wolle nicht überlästig sein, aber nur soviel sagen, daß er's nicht verdient habe. „Daß ichs fühle und schweige.“ Jetzt geruht Charlotte endlich, dem genugsam Gestraften bekannt zu geben, daß ein Mißverständnis obgewaltet habe und sie ihre Eifersucht als grundlos erkenne. Goethe atmet auf: „Ich bin noch betäubt davon. Es war wie der Tod; man hat ein Wort und keinen Begriff für so etwas. Von meinem gestrigen Stück, das sehr glücklich ablief, bleibt mir leider nichts als der Verdruß, daß Du es nicht gesehen hast.“ So war ihm auch dieser schöne Abend durch die Strenge und Launenhaftigkeit Charlottens gründlich verleidet. — Am 17. September fand eine Wiederholung der Aufführung des Wasserdramas statt. Charlotte weilte damals nicht in Weimar. Goethe, der am Tage

zuvor Corona, die Probst und deren Bruder aus Leipzig zu Tisch gehabt hatte, will der Freundin diesmal auch den leisesten Vorwand einer Verstimmung nehmen und schreibt abfällig: „Die Fischerin ist gespielt. Wie bei allem und nach allem ich Dein verlange! Sie haben schlecht gespielt und hundert Schweinereien gemacht; am Ende war freilich das Stück vorüber, wie wenn einer nach einem Rehe schösse, es fehlte und durch ein Ungefähr einen Hasen träfe. So iſts mit dem Effekt! Der beste Effekt ist, den zwei gleiche Seelen auf einander machen, der auch in der Entfernung nicht fehlen kann und der von keinen dritten, Akteurs oder Instrumentalisten, abhängt.“ Im selben Sommer 1782 standen Goethe und Corona als Vertreter der beiden Hauptrollen in Einsiedels Singspiel „Die Zigeuner“ auf denselben Brettern nebeneinander, oder vielmehr auf demselben Boden, denn die Aufführung, die an Originalität jener in Tiefurt nicht nachstand, fand auf dem Ettersburger Naturtheater statt. Eine lange, von Fackeln erhellte Gasse führte durch den Wald zum Schauplatz. In der Dichtung war ein Zigeunerlager aufgeschlagen mit brennendem Feuer und rauchenden Kesseln. Musik, Gesang und Tanz belebten die Szene. Goethe spielte den Zigeunerhauptmann Adolar, Corona seine Geliebte Hilaria. Der Pinsel des Malers Kraus, der die Fischerin verewigt, hat uns auch diese Zigeunerzene festgehalten. Frau von Stein hätte, wenn sie der Aufführung beigewohnt oder den

Text des Singspiels gelesen, neuen Grund zur Eifersucht finden können, denn Adolar singt in einem Monolog von der Geliebten:

„Umsonst sing' ich mir Wildheit zu,
Mein Herz hat nirgends, — nirgends Ruh!
Was nützt mir's länger zu betrügen
Mich selbst? Ich will, ich kann nicht siegen!
Ach allzumächtig mich umfängt
Der Liebe Macht. Es drückt, es drängt
Ein banges Sehnen diese Brust —
Ha Stolze! wohl hast Du gewußt,
Daß ich den Zauber Deiner Ketten
Vergebens flöhe, mich zu retten.
Wohin ich wandle
Schwebest Du,
Geliebtes Bild, mir vor.
Ich flohe Dich,
Und meine Ruh'
Ach hin mit Dir entfloh!“

Und die verlassene Hilaria singt:

„Süße Sorgen,
Stille Leiden,
Sind der Liebe
Schönste Freuden.
Sind der Liebe
Schönstes Band.“

IV.

Weimarer Stilleben.

Nach den Aufführungen des Jahres 1782 mochte die Hofgesellschaft fühlen, daß eine Steigerung der künstlerischen Genüsse nicht wohl möglich sei, und gegen das allzu eifrige Treiben der Vorjahre machte sich naturgemäß eine gewisse Reaktion und Müdigkeit geltend. Vor allem aber gab die am 2. Februar 1783 erfolgte Geburt des so heiß ersehnten Erbprinzen dem Innenleben der fürstlichen Herrschaften neuen Gehalt und neue Richtung, wie Karl August nach seiner Manier in einem drastischen Bilde selbst bekannte: er hatte endlich den Haken, an dem er seine Bilder aufhängen konnte. Ein Festzug, an dem 139 Personen, 89 Pferde und mehrere Wagen teilnahmen, und der alles in Weimar bisher Gesehene an Pracht und Großzügigkeit überbot, bildete den imposanten Abschluß der an die Geburt des Thronerben sich knüpfenden Hoffestlichkeiten. Auch das Liebhabertheater trat noch zu einigen Proben und Vorstellungen zu-

sammen — so hören wir, daß Corona in Gotters „Zobeide“ die Titelrolle mit Erfolg spielte — aber man fand es schließlich doch bequemer, den Theatrischen wieder den Händen von Berufsschauspielern anzuvertrauen, und berief den Prinzipal Bellomo mit seiner Gesellschaft aus Dresden, der bis zum Jahre 1791 im neu erbauten Theater unter der Protektion des Hofes Vorstellungen gab, nicht immer von besonderer Güte, der aber doch Fleiß und guten Willen nicht vermissen ließ. Der Gedanke könnte naheliegend erscheinen, daß Corona als Star in die neue Truppe eintrat, aber bei ihrer langjährigen, engen Verbindung mit der Hofgesellschaft und der damaligen sozialen Lage des Berufsschauspielertums wäre ihr ein solcher Schritt zweifellos als eine Degradation vorgekommen, und wir haben daher keinen Grund anzunehmen, daß in dieser Hinsicht irgend auf sie eingewirkt worden ist. Ihr Dekret als Kammerfängerin sicherte ihr ohnehin die lebenslängliche Anstellung mit einem für ihre Bedürfnisse genügenden Gehalt. Aus den Annalen des Leipziger Gewandhauses geht hervor, daß sie in den Wintern 1782/83 und 1783/84 dort auftrat, vermutlich auf Einladung ihres alten Gönners Hiller, der nach dem Abgange der talentvollen Geschwister Podleska zeitweilig über keine hervorragende weibliche Gesangskraft verfügte. An einen Wiedereintritt in Hillers Institut wird weder sie noch der Gesangsmeister gedacht haben, obgleich es der noch immer schönen und

interessanten Sängerin, die der langjährige intime Verkehr mit der Weimarer Hof- und Dichtergesellschaft in den Augen der großen Menge mit einer Gloriole und dem pikanten Reiz des Geheimnisvollen umgab, bei ihrem Wiedererscheinen in der Pleißestadt an Beifall schwerlich gefehlt haben wird. Wie sehr Corona auch damals noch auf empfängliche Gemüter wirkte, beweist ein Brief des Dichters Gotter an den Intendanten der Mannheimer Bühne, Freiherrn von Dalberg, der den Wunsch hegte, die Künstlerin zu engagieren und sich deshalb unter der Hand bei Gotter nach ihr erkundigte. Gotter antwortete am 5. März 1785 zunächst ziemlich kühl: „Ich kenne Mamsell Schröter. Ich habe sie in Leipzig und Weimar, und am liebsten Orte sogar auf dem Theater gesehen; freilich nur in Operette, wo sich nicht auf tragisches Spiel schließen, aber Prunk von Natur, Affektation von Empfindung desto gewisser unterscheiden läßt. Die Figur ist vortrefflich. Ich weiß niemanden mit ihr zu vergleichen als Madame Koch; vielleicht hat sie noch mehr Ebenmaß und Grazie als diese. Aber das sind nun schon fünf Jahre, und schon damals war sie auf der Rückkehr, am Scheideweg der dritten Dekade. In den außerordentlichen Beifall des Weimarer Publikums haben sich, wie bei allen gesellschaftlichen Theatern, so viel Nebenumstände gemischt, daß man darauf nicht bauen kann. Goethe selbst war von ihrer Iphigenia entzückt, aber Goethe selbst war in Mamsell

Schröter verliebt. Talent muß sie freilich haben und hat es auch; aber ob dieses Talent neben Schauspielern vom Handwerke und von Talenten die Probe aushalten würde, das ist die Frage. Übrigens weiß ich, daß sie sich ehemals zu gut dünkte, das Theater zu betreten, daß sie sogar, als sie noch in Leipzig unter sehr kleinen Bedingungen beim Concert engagiert war, einen Ruf zum hiesigen Hoftheater ausgeschlagen hat. Was könnte sie jetzt zu diesem Schritte bewegen? Verdruß über die Endschafft einer gewissen andern Rolle? Sie hat zu viel Verstand und Erfahrung, diesen Verlust nicht politischen Rücksichten aufzuopfern. Befehlen Sie, ob ich, dieser Voraussetzungen ungeachtet, einen Versuch wagen soll.“ Am 11. Mai berichtet er seinem Auftraggeber in ganz anderer Tonart: „Vor einiger Zeit war ich in Weimar, um einer Liebhaberkomödie beizuwohnen, die man zur Genesungsfeier der Herzogin-Mutter gab. Ich kann also Ew. Excellenz nun als Augenzeuge versichern, daß das Gerücht Ihnen vom Talente der Mamsell Schröter nicht zu viel gesagt hat. Aber was Sie mir vielleicht nicht so leicht aufs Wort glauben werden, sie vereinigt mit diesem Talente alle Theaterkenntniß, Gewandtheit und Gegenwart des Geistes einer routinirten Schauspielerin. Denken Sie sich die Figur der Koch, die Innigkeit der Brandes, die Deklamation der Seilerin, aber dabei eine so sonore Stimme und so viel Grazie des Spiels als — ich muß abbrechen um das Ansehen von Über-

treibung zu vermeiden. Wie schade, daß ein so seltenes Geschöpf ihre Bestimmung verfehlt hat — verfehlen will! Denn bei ihrem jugendlichen Wuchse und bei ihrer Gabe, die Spuren der Jahre durch Kunst und Puß wegzuschaffen, wäre noch nichts versäumt — aber Prüderie und das sogenannte ewige Brod (am Hofe)!" Der Mannheimer Intendant dürfte es nach diesem Bericht vorgezogen haben, sich nicht mit einem direkten Antrage bei der Schröter einen Korb zu holen.

Gotters Bemerkung vom „Verdruß über die Endschafft einer gewissen andern Rolle“ spielt deutlich auf ein Liebesverhältnis mit Goethe oder wohl richtiger mit Karl August an. Ein Pröbchen solchen Hofklatsches, mit dem man damals die Fremden regalierte, hat uns auch das Tagebuch des Hof- und Stadtvikarius Christoph Friedrich Ringk aus Karlsruhe aufbewahrt. Der biedere Banause wohnte im November 1783 einem Hofkonzert in Weimar bei und berichtet darüber: „Wie ich kam, ließ sich eine sehr schöne Sängerin hören, als Sängerin aber sehr mittelmäßig — doch etwas schmachkend. Mein Nachbar, vermutlich ein Jäger, sagte mir, daß Frau Herzogin es sich zur Gnade ausgebeten bey der Geburt des Erbprinzen, daß dies Frauenzimmer den Hof meiden soll. Aber Herr Geheimer Rat Goethe sehe sie gerne, und nun sei sie schon 2 mal wieder dagewesen.“ Zu einer solchen Bitte im Herodiasstil lag für die Herzogin damals nicht der geringste Grund vor, da von einer

erneuten Annäherung Karl Augusts an Corona nichts bekannt ist. Das ganze Gerede schrumpft zu der einfachen Tatsache zusammen, daß Corona sich nicht der Gunst der jungen Fürstin erfreute, während sie bei Anna Amalia stets *persona grata* war und blieb. Daß Corona sich als verlassene Dido gefühlt hat, in deren Rolle Frau von Stein sich nach Goethes Abschied bekanntlich später gefiel und porträtierte, dürfen wir füglich bezweifeln, wenn sie es auch sicherlich schmerzlich empfunden hat, daß das langjährige schöne Band sich seit Ende 1782 immer mehr lockerte, da Goethe in den Jahren bis zum Antritt der italienischen Reise für kein weibliches Wesen neben Frau von Stein Augen und Sinn hatte. Da das Tagebuch mit dem Juni 1782 verstummt, sind wir hinsichtlich etwaiger Besuche des Dichters bei Corona und umgekehrt nur auf Vermutungen angewiesen. Man wird sich bei gemeinsamen Freunden dann und wann begegnet und freundlich begrüßt haben, aber die alte Intimität fehlte, die durch das gemeinsame Wirken auf dem Liebhabertheater sonst immer neue Nahrung erhalten hatte. Zu irgendwie feindseligem Verhalten lag für beide Teile kein Grund vor. —

Die Gegner der Frau von Stein in unseren Tagen haben ihr nicht den Vorwurf erspart, daß sie Goethe durch Gewalt und List und skrupellose Hingabe von Corona weggerissen und ihn dadurch von einer Frau getrennt habe, die wie keine andere berufen gewesen sei, ihm als wür-

dige Gattin das Haus zu schmücken. Frau von Stein hätte demnach in den Augen derer, die den Bund mit Christiane Vulpius als eine Verirrung betrachten, Goethes Lebensglück auf dem Gewissen. Die Vertreter dieser Anschauung haben auch nicht versäumt, durch Aneinanderreihung geeigneter Briefstellen uns eine Art von langjährigem Martyrium des Dichters ad oculos zu demonstrieren und Goethe zu bedauern, wie er durch die Launenhaftigkeit und Unbeständigkeit der weit älteren Frau, ihr ewiges Anziehen und Abstoßen, Beschwichtigen und Anstacheln, Schmollen und Verzeihen, Verweigern und Schenken, gelitten habe. Solche Anschauung ist mit der Erkenntnis von Goethes wahren Charakter in jener Zeit unverträglich. Zugegeben, daß er sich öfters zurückgestoßen fühlte, über schlechte Behandlung von seiten der Freundin klagte, unter der Ungleichheit ihrer Empfindungen und Liebesbezeugungen litt, aber alles in allem hat er sich während seines Noviziats nicht unglücklich, sondern unendlich glücklich gefühlt, ist er im Banne Charlottens zu dem großen Menschen und weltbeherrschenden Dichter gereift, der nicht nur Deutschland und seiner Zeit den Stempel seines Genius aufgedrückt hat. Eine weltkundige, bewegliche und geistig ihm wohl soweit ebenbürtige Frau, als dies einem weiblichen Wesen bei einem Goethe überhaupt möglich war, eine Frau, die seiner Phantasie, seinem Innenleben stets neue Nahrung gab, ihn in Atem erhielt

und ihm nie das Gefühl wunschlos ruhigen Besitzes gönnte: das war es, was der Mann brauchte, der die Faustischen Verse schrieb:

„Das ist der Weisheit letzter Schluß:
Nur der verdient sich Freiheit und das Leben,
Der täglich sie erobern muß.“

Wie stand es in diesem Punkte nun mit Corona? Sie wirkte mit allen Vorzügen einer schönen Leiblichkeit, mit dem Reize einer wohl-lautenden Stimme, mit der liebenswürdigen Beherrschung unterschiedlicher Talente auf das Dichtergemüt, sie brachte ihm herzliche Zuneigung, Bewunderung und Dankbarkeit entgegen, aber die Wirkung war stets nur eine augenblickliche. Goethe bemerkt einmal im Gespräch mit dem Kanzler von Müller im Jahre 1823: „Die Freundinnen teilen sich in zwei Klassen: in solche, die *action à distance* haben, und in solche, die nur in Gegenwart etwas sind. Mit jenen unterhalte ich mich oft lange im Geiste, diese sind mir rein nichts, wenn ich sie nicht vor mir sehe.“ Corona zählte zu dieser zweiten Klasse, während hundert Briefe an Charlotte deren Wirkung auch in die Ferne bezeugen. Jene schon zitierte Tagebuchstelle aus dem Juli 1779 scheint mir über das, was Corona in Goethes Augen fehlte, Aufschluß zu geben. Nach den Worten: „Auch dünkt mich sei mein Stand mit Cronen fester und besser“ fährt Goethe fort: „Aber auch außer dem Herzog ist niemand im Werden, die andern sind fertig wie Drechselfuppen, wo höchstens noch der An-

strich fehlt.“ Auch Corona war in diesem Sinne eine Fertige. Ungewöhnlich frühreif hatte sie bereits als Vierzehnjährige in der Öffentlichkeit gestanden und Triumphe gefeiert, aber die rechte Weiterentwicklung scheint gefehlt zu haben.

„Und so lang Du das nicht hast
Dieses: Stirb und Werde!
Bist Du nur ein trüber Gast
Auf der dunklen Erde“

lehrt der Dichter im westöstlichen Diwan, und man könnte die Stellen leicht verzehnfachen, an denen er den Segen der Fortentwicklung, der geistigen Wiedergeburt, des ständigen Arbeitens an sich selbst preist oder die Satten, Fertigen und sich fertig Glaubenden tadeln und verspottet. Goethe sah im Verkehr mit Corona auch für sich keine neue Entwicklungsmöglichkeit. Wie sehr er anderseits die in ihr verkörperte anmutige Vereinigung von Natur und Kunst, ihre stete Bereitwilligkeit („Die Gute fehlt uns nie“) zu schätzen wußte, bezeugte er ihr in den ihr gewidmeten herrlichen Strophen seines Miedinggedichtes. Es ist hier die Stelle, uns mit Goethes einzigem auf die Nachwelt gekommenen Briefe an Corona zu beschäftigen. Er lautet wörtlich:

„Wie oft hab ich nach der Feder gegriffen
mich mit Dir zu erklären! Wie oft hat mirs
auf den Lippen geschwebt. Ich habe gros Unrecht, daß ich es so lang habe hängen lassen und kan mich nicht entschuldigen ohne an Saiten zu rühren die zwischen uns nicht mehr klingen

müssen. Wollte Gott Du mögest ohne Erklärung Friede machen und mir verzeihen. Mein Vertrauen hast Du wieder, meine Freundschaft hast Du nie verloren, auch ienes nicht. Bin ich irre geworden; so wars so menschlich. Aber darinne hab ich am meisten gegen Dich gefehlt und daß ich Dich die letzte Zeit nicht mit einer eifrigen Erklärung beruhigte. Ich will nicht anführen was mich entschuldigen könnte, vergieb mir, ich habe Dir ja auch vergeben und laß uns freundlich zusammen leben. Das Vergangne können wir nicht zurückrufen, über die Zukunft sind wir eher Meister wenn wir klug und gut sind. Ich habe keinen Argwohn mehr gegen Dich, stos mich nicht zurück, und verdirb mir nicht die Stunden die ich mit Dir zubringen kan, denn so muß ich Dich frenlich vermeiden. Noch einmal verzeih mir! Mehr kan ich nicht sagen ohne Dich aufs neue zu kränken. Mein Herz ist gegen Dich gesinnt wie Du es wünschen kannst, nimm es so an. Verlangst Du mehr; so bin ich auch bereit Dir alles zu sagen. Adieu! Mögte doch das so lange schwebende Verhältniß endlich fest werden. G.

Danke für Kuchen und Lied, und schicke dagegen einen bunten Vogel.“

Da der Schreiber kein Datum angegeben hat, sind wir hinsichtlich der Zeit der Abfassung dieses Briefes auf Mutmaßungen angewiesen. Genaue Kenner von Goethes Orthographie nehmen ihn

für das Jahr 1781 in Anspruch, aber er kann dem Inhalte nach ebenso gut nach der radikalen Erklärung mit dem Herzog 1779 oder nach der Verstimmung im Januar 1780, als Goethe von der Schweizer Reise zurückgekehrt war, geschrieben worden sein. Der Brief sagt uns in mancher Hinsicht zuwenig und in mancher wiederum zuviel und bietet Interpretationskünsten ein willfähriges Objekt. Friedrich Theodor Vischer hat einmal in seiner kernigen gradlinigen Weise gesagt, „es sei kleinlich, ärmlich, Weiberart, neugierig, in Goethes Leben nachzustöbern und zu fragen: Wie weit ist er wohl mit Frau von Stein gekommen, hat er Marianne von Willemer nur auf die Stirn oder gar auf den Mund geküßt?“ So lehnen auch wir es ab, an diesen Brief die Frage zu knüpfen, ob die Beziehungen beider die Grenzen des Platonischen jemals überschritten haben oder nicht. Die Frage ist auch im Grunde herzlich gleichgültig, da die Tatsache, daß das schöne Mädchen Goethes Herzen sehr nahe gestanden hat, unwiderleglich bewiesen ist. Für Corona spricht nicht nur ihre allseitig als makellos anerkannte Vergangenheit, sondern auch als gewichtiger Zeuge jene schon angeführte Briefstelle des Herzogs über Goethes Huldigungsverse an Corona im Rahmen seines Niedinggedichtes. Karl August, der kein Blatt vor den Mund nahm, am allerwenigsten gegenüber seinem alten Freunde Knebel, hätte nimmer so geschrieben, wenn er nicht von Coronas Reinheit so über-



Corona Schröter an der Staffelei.
Nach dem Aquarell von Kraus im Goethe-Nationalmuseum
zu Weimar



zeugt gewesen wäre, und da er selbst in das schöne Mädchen verliebt gewesen, mit Goethe mehr als eine Auseinandersetzung über diesen Punkt gehabt hatte und mit dem Freunde auf dem aufrichtigsten und brüderlichen Fuße verkehrte, so muß es als ausgeschlossen gelten, daß Goethe ihn über die Natur seiner Beziehungen zu der Künstlerin im Unklaren gelassen hat. Auch der meist gut unterrichtete und sonst durchaus nicht prüde Varnhagen versicherte ausdrücklich zu wissen, „daß Goethes Bewunderung und Anbetung, wenn auch leidenschaftlich, doch in strengen Grenzen gehalten blieb“. Nichts führt mehr zu falschen Schlüssen und Urteilen, als wenn man den damaligen gesellschaftlichen Verkehr der Geschlechter vom heutigen Standpunkt beurteilt. Die damals beliebte Überschwenglichkeit des Ausdrucks in Rede und Gebärde, von der uns die Korrespondenzen auch ernster Männer aus jener Zeit die ergößlichsten Proben ablegen, einerseits, eine mehr oder minder verhaltene Frivolität und leichte Auffassung vom Verkehr der Geschlechter, sowie eine oft erstaunliche Naivität anderseits charakterisieren das Leben jener Tage. Mit Recht weist Dünker auf die bezeichnende Tatsache hin, daß die schöne Marquise Branconi, die Geliebte des Herzogs von Braunschweig, an Lavater, einen verheirateten älteren Geistlichen von tadellosem Ruf, zum Andenken ihre Strumpfbänder mit einem allerliebsten schalkhaften Begleitbriefe übersenden durfte, ohne im geringsten befürchten

zu müssen, mißverstanden zu werden oder gar Anstoß zu erregen.

Man hat Corona gelegentlich als das Urbild von Goethes Philine in Anspruch nehmen wollen und damit gewaltige Entrüstung bei allen denen erregt, die in ihr das Urbild der keuschen Priesterin der Artemis verehren. Beide Parteien scheinen mir Unrecht zu haben. Ich kann mir die Corona der siebziger Jahre, die so viele galante und schalkhafte Mädchen verkörperte wie Lucinde, Elmire, die Sophie in den „Mitschuldigen“, die Tirolerin im „Jahrmarktsfest“, die Egle in der „Laune des Verliebten“, nicht mit den monumentalen Gesten einer Clara Ziegler und dem Wolterschrei der großen Wiener Tragödin vorstellen, sondern möchte bei aller klassischen Formschönheit und Eignung für die würdevolle Rolle der Iphigenie eher eine gute Portion zwangloser Lebendigkeit, Lustigkeit und Koketterie ihr beimessen („Wie mit Absicht schön“). Goethe bezeichnet sie einmal Steinauer gegenüber als Grasaffe und erwähnt im Tagebuch nach einem Besuch Coronas und Wilhelmines, daß „die Affen sehr närrisch waren“. Beim Ostereiersuchen in Goethes Garten oder beim Blindkuhspielen wird sie es an zwangloser Fröhlichkeit nicht haben fehlen lassen. Goethe erwähnt bei Philine einen Hang zur Neckerei und Schalkhaftigkeit, dergleichen eine ungewöhnliche geistige Frische und Schlagfertigkeit in der Rede, Gewandtheit im Verkehr, Freude an Unterhaltung und munterem

Spiel. Ich meine, daß wir diese Züge unbedenklich auf Corona übertragen dürfen, aber auch nur diese, denn von dem leichtsinnigen Spiel mit Männerherzen, der frivolen Genußsucht der schönen Sünderin, ihrer Neigung zu Spott und Schadenfreude, besaß Corona, wie ihr Bild uns überliefert worden ist, nichts. Goethe hat auch hier wieder einmal nicht nach einem bestimmten Modell gearbeitet, sondern von verschiedenen Damen der Hofgesellschaft und des Theaters bezeichnende Züge mosaikartig zu einem Gesamtbilde vereinigt.

Wir bemerkten vorhin, daß sich gegen das allzu lebhafte und lustige Treiben der Jahre 1777 bis 1782 eine Reaktion geltend gemacht habe. Schon 1783 schrieb Karl August scherzhaft resigniert an Knebel: „Verliebt ist hier fast niemand mehr“, und im Winter 1785 klagte der Fürst: „Die öffentliche Gesellschaft in unsern Mauern in diesem Winter ist so insipid wie möglich, unsere Gesellschaft wirklich die allerennunanteste vom ganzen Erdboden“, und der alte Wieland, der 1772 gleichsam prophetisch seinem Freunde Jakobi verkündet hatte: „Wenn der Himmel unseren jungen Fürsten und ein paar gute Freunde, die er hat, leben läßt, so sollen sie in sechs Jahren a dato einen kleinen Hof sehen, der verdienen solle, daß man von den Enden der Welt kommen soll, ihn zu sehen“, derselbe Wieland schreibt jetzt verstimmt: „Bisher ist die Herzogin-Mutter unser einziger Trost ge-

wesen. Ohne sie würde Weimar nach jener Zeit wieder ein unbedeutendes, langweiliges und seelentötendes Nest werden, wie irgend eins in deutschen oder welschen Landen.“ Goethe, der spiritus rector, hatte es vorgezogen, einmal ganz sich, seinen Geschäften und seiner Dichtung zu leben, um dann in Italien, frei von jedem Zwange, jeder gesellschaftlichen Verpflichtung in glücklichem Inkognito auszurufen: „Hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein.“ Bald folgte Herder seinen Spuren, und auch Anna Amalie trat in Begleitung des Kammerherrn von Einsiedel und des Fräulein von Göchhausen ihre italienische Reise an. Jetzt ruhten auch die musikalischen Abende, die die Herzogin-Mutter in Tiefurt und Belvedere zu veranstalten liebte, und denen Corona als Hof-Vokalistin eine Hauptanziehungskraft verlieh. Indessen die Sängerin und Schauspielerin feierte, war die Malerin und Komponistin um so eifriger beim Werk. Im Jahre 1785 kündigte sie zur kommenden Michaelismesse in Wielands deutschem Merkur das Erscheinen eines Liederheftes an. „Die Liebhaberei an leichtem Gesang,“ schreibt sie bescheiden, „kann zwar die Liebhaberei der Liederkomposition entschuldigen, dennoch habe ich, dieser Voraussetzung ungeachtet, manche Bedenklichkeit zu bekämpfen gehabt, ehe ich den Entschluß ernstlich gefaßt habe, eine Sammlung kleiner Gedichte, die ich mit Melodien versehen habe, durch den Druck bekannt zu machen. Unserm Geschlecht ist ein eigenes Gefühl von

Schicklichkeit und Sittlichkeit eingeprägt, das uns nicht erlaubt, allein und ohne Begleitung öffentlich zu erscheinen: Wie kann ich daher anders, als mit Schüchternheit diese meine musikalischen Arbeiten dem Publikum übergeben, da ich für dieselben keinen Beschützer und Fürsprecher habe? Denn der schmeichelhafte Ausdruck und die Aufmunterung einiger Personen, denen ich sie bekannt gemacht — so unbezweifelte Ansprüche auch denselben auf das Richteramt im Reiche der Künste zustehen — kann leicht aus Nachsicht parteiisch sein. Doch der Arbeit eines Frauenzimmers wird ja in den Augen anderer Kenner gleiche Nachsicht zu Theil werden.“ Allerlei widrige Umstände verzögerten das Erscheinen der Sammlung bis Ostern 1786. Die Komponistin bat deswegen die Subskribenten um Entschuldigung und bekannte: „Hätte ich alle Hindernisse, die sich der Vollendung des Druckes gegen meine Erwartung entgegensetzten, vorher ahnen können, so würde ich dies für den Wink irgend eines um mich allzu besorgten Schutzgeistes genommen haben und dadurch noch schüchterner geworden sein. Jetzt ist es zu spät, der Reue Gehör zu geben, auch ist der Weg zur Rückkehr durch das wohlwollende Vertrauen vieler Personen, welche sich für meine Unternehmung interessiert haben, mir verschlossen.“ Die Sammlung enthielt von Goethe den „Erlkönig“ und den „neuen Amadis“, aus Herders Volksliedern elf Stücke, zwei Lieder von Miller, eins von Hölty sowie acht ohne Angabe der

Autoren. Durch sämtliche Kompositionen geht ein volkstümlicher Zug, die Melodien sind einfach, aber oft zum Herzen sprechend. Stellt man Coronas Vertonung des „Erlkönigs“ neben Schuberts oder Löwes grandiose Dramatisierungen, so erscheint sie freilich sehr blaß und unbedeutend; dem ursprünglichen Zweck, im Rahmen des Wasserdramas vorgetragen zu werden, war sie jedoch so vorzüglich angepaßt wie keine andere. Wie Goethe in einem Brief an den Komponisten Kanfer 1779 bemerkt, „zählt der Erlkönig zu den Liedern, von denen man supponiert, daß der Singende sie irgendwo auswendig gelernt und sie nun in der einen oder anderen Situation anbringe (wie dies Dortchen am Herdfeuer sitzend in der Tat tut). Sie können und müssen eigne, bestimmte und runde Melodien haben, die auffallen und jedermann leicht behält“. Coronas nur acht Takte umfassende, dem Ohr sich leicht einprägende, einfache Melodie entsprach dieser Anforderung aufs beste. — Auch verschiedene Gedichte Schillers hat Corona vertont, diese Kompositionen jedoch nicht in Druck gegeben. Ihr freundschaftlicher Verkehr mit dem Dichter und seiner Familie währte von 1787 bis zu ihrem Tode. Der erste Eindruck, den der damals 28 jährige Dichter von der Schröter empfing, war allerdings ein nichts weniger als günstiger, wie sein Brief vom August 1787 an Körner bezeugt.

„Dieser Tage hatte ich auch Gelegenheit,

Mlle. Schröter kennen zu lernen. Ich traf sie von ungefähr beim Kammerherrn von Einsiedel. Ihre Figur und die Trümmer ihres Gesichts rechtfertigen Deine Verplemperung. Sie muß in der That schön gewesen sein, denn vierzig Jahre haben sie noch nicht ganz verwüsten können. Übrigens scheint sie mir ein höchst gewöhnliches Geistesprodukt zu sein. Die übertreibende Bewunderung guter Köpfe hat ihr eine bessere Meinung von sich selbst aufgedrungen, als sie sich angemacht haben würde, als sie gegen ihr Selbstgefühl vielleicht behaupten kann. Ihr richtiges Verdienst, glaube ich, wäre, einer Haushaltung vorzustehen, von der Kunst scheint sie mir sehr genügsame, nüchterne Begriffe zu haben. Man hat sich übrigens ganz gut und bequem in ihrem Umgang, aber man geht ruhig und leer von ihr hinweg.“

Um diesen Brief recht zu würdigen, muß man einmal bedenken, daß Schiller kurz nach seinem Eintritt in Weimar in seinen Urteilen über Personen und Verhältnisse durchweg seinen eigenen Spruch: „Schnell fertig ist die Jugend mit dem Wort“, betätigte, und daß anderseits dieser Brief auf Körners ihm seit zwei Jahren angetraute, leicht eifersüchtige Gattin Minna, die Tochter des Leipziger Kupferstechers Stock, berechnet war, die von Körners einstiger Schwärmerei für den Stern des Großen Konzerts wußte. Schillers Beschreibung von Coronas Persönlichkeit ist natürlich durchaus übertrieben. Einmal zählte

Corona noch nicht 40, sondern erst 36 Jahre, und von nahezu völliger Verwüstung ihrer Schönheit konnte damals keine Rede sein. Wir besitzen aus den neunziger Jahren Coronas heute im Weimarer Goethe-Nationalmuseum befindliches Selbstporträt, und aus den achtziger Jahren das im Weimarer Museum und im Tiefurter Schlosse in einer Kopie Friedrich Tischbeins vertretene schöne Bildnis Graffs, das dieser für den einstigen Freund Coronas, den Kriegsrat und Bürgermeister Müller in Leipzig, malte. Beide Bilder zeigen eine reife Frau mit starken Spuren großer, einstiger Schönheit. Während das Selbstporträt ernste, etwas strenge Züge aufweist, liegt über dem Antlitz des Graffschen Gemäldes mit den nach der Sitte der Zeit hochgekämmten, leicht gepuderten Haaren ein lächelnder, etwas koketter, ich möchte sagen, philinenhafter Zug, zugleich etwas theatralisches, das jedoch nicht unangenehm in die Erscheinung tritt. Die feinsinnige Henriette von Egloffstein, die Corona im Jahre 1788 kennen lernte, hat uns in ihren Memoiren eine Charakteristik der Künstlerin entworfen, die durchaus den Eindruck zutreffender Schilderung macht und Schillers Bericht angemessen korrigiert: „An diesem Abend sah ich zum erstenmal die berühmte Schröter, Schauspielerin, Kammerfängerin, Gelehrte und Freundin der ausgezeichnetsten Männer jener Zeit. Eine sehr hohe, schlanke Gestalt in ächt griechischem Costüm zog mitten im Tanz meine Blicke an und als ich meinen

Tänzer befragte, wer diese Person sey, nannte er mir ihren Nahmen. In Hinsicht ihrer bedeutenden Schönheit, die sich noch lange erhielt, ihrer vielseitigen Kenntnisse und ihres philosophischen Geistes, durfte man die Schröter mit der Ninon vergleichen. Übrigens war sie gerade das Gegentheil von dieser; denn trotz der Leidenschaft, die sie so vielen Männern einflößte, konnte sich keiner ihrer Gunst rühmen und selbst der Neid ihr nichts böses, oder irgend eine Schwachheit nachsagen. Ihre Haltung war stolz und edel, wie ihr Charakter, die Züge ihres Gesichtes, obgleich nicht regelmäßig schön, brachten doch dieselbe Wirkung hervor, und wer sie in ihrer Jugendblüthe gekannt hatte, versicherte, sie sey unwiderstehlich reizend gewesen. Bis auf einen Anflug von theatralischer Würde, welche zur Zeit, als ich sie kennen lernte, schon in Steifheit und Pedanterie übergegangen war. Goethe, Knebel, Einsiedel, ja selbst der Herzog und andere merkwürdige Männer sollen ihre Anbeter gewesen seyn. Der Erste hat sie in einem seiner Gedichte verewigt, sonst würde man vielleicht jetzt nicht mehr wissen dass sie existirt und eine so grosse Rolle in Weimar gespielt hat. Schade, sehr Schade ist es, dass Corona Schröter weder Memoiren, noch eine aufrichtige Selbstbiographie hinterliess, da sie unstreitig zu den wunderbarsten Naturen gerechnet werden kann.“

Daß der Dichter des Don Carlos mit seiner ungünstigen Schilderung Coronas bei Frau Minna

den beabsichtigten Zweck erreicht hatte, beweist Körners Antwort: „Aus Gefälligkeit gegen mich hättest Du Dich wohl ein wenig in die Schröter verlieben können. Du hättest sehen sollen, wie Minna über Deine Nachricht triumphierte. Nimm Dich übrigens in acht, sie (die Schröter) könnte sich rächen.“ Körners Warnung war grundlos, denn schon im Oktober des Jahres 1787 konnte ihm der Dichter mitteilen, daß Corona ihm eine liebe Freundin geworden sei. Sie begegneten sich damals regelmäßig in der bürgerlichen Mittwochsgesellschaft, von deren Besuch jeder Adlige statutengemäß ausgeschlossen war. Es berührt eigentümlich, daß Corona, die als die einzige Dame bürgerlicher Herkunft so lange Jahre von der adligen Hofgesellschaft als ebenbürtig behandelt und umschwärmt worden war, jetzt die Zierde einer exklusiv bürgerlichen Vereinigung bildete. *Mutantur tempora.* „Ich habe jetzt,“ meldet Schiller dem Freund, „eine Whistpartie mir geschaffen, welche auch für diese Mittwochsgesellschaft beisammen ist. Diese besteht aus den Mlle. Schmidt und Schröder, dem Kammerrath Riedel, dem Hofmedicus Hufeland und mir. Du wirst gestehen, daß ich auch für die Augen dabei gesorgt habe. Mit der Schröder bin ich auf dem charmantesten Fuße; sie hat mir neulich ihre Lieder zum Präsent gemacht und ich ihr den Carlos. Sie hat für mich das Gute, daß sie natürlich ist.“ Schillers uns erhalten gebliebener Begleitbrief zur Übersendung des Buches ist in den

schmeichelhaftesten Wendungen für die Adressatin gehalten. „Wenn Ihnen der Carlos, wie sie gestern die Güte hatten mir zu versichern, so viel Vergnügen gegeben hat, so können Sie mich nicht schöner dafür belohnen, als wenn Sie ihn zu meinem Andenken behalten. Es ist der kleinste Beweis der Ergebenheit und Achtung, mit welchem ich gerne sein möchte Ihr aufrichtiger Freund Friedrich Schiller.“ Angesichts dieses Umschwungs in Schillers Gesinnung für Corona bemerkt Körner scherzend in seiner Antwort, er sehe den Freund schon im Geiste vor sich, wie er sich eifrig bemühe, Coronas Lieder spielen und singen zu lernen. Das gegenseitige Wohlgefallen hielt an. Am 14. Oktober meldet Schiller wieder dem Dresdener Freunde: „Gestern hatte ich einen angenehmen Abend. Die Schröder hat Charlotten und mir die Iphigenia nach Goethes erstem Manuskript, wie es hier gespielt wurde, vorgelesen. Es ist eigentlich auch in Jamben, aber mit Einmischung prosaischer Stellen, sodaß es für eine poetische Prosa gilt. Ich war darum auf dasselbe neugierig, weil es doch die erste Geburt, die gedruckte Iphigenia aber Ausarbeitung ist. Im Ganzen genommen ist die letzte doch viel vollkommener — — — Die Schröder liest gut, sehr gut, weit weniger gezwungen als Gotter, mit Affect und richtiger Auseinandersetzung. Als ich sie lesen sah und hörte, wurde die Erinnerung jener Zeit in mir lebendig, wo sie dasselbe in ihrer Blüthe gethan haben soll. Sie war mir da-

durch interessanter; das kannst Du leicht denken. Wir sehen einander sehr oft, fast drei- bis viermal die Woche; sie ist doch eigentlich eine von unseren behaglichsten Bekanntschaften und uns sehr attachiert.“ Im Juni 1788 beabsichtigte Körner, zum Kuraufenthalt nach Karlsbad zu reisen, und erkundigte sich, wen er von Weimarer Bekannten dort wohl antreffen würde. Schiller erwiderte, er wüßte, abgesehen von einer Schwägerin der Frau von Stein, niemanden, der Körner interessieren könnte. Er verbessert sich dann aber plötzlich: „Ja so! Fast hätte ich das Schönste vergessen: Mlle. Schröder wird hinkommen. Gesagt ist es wenigstens worden; denn ich weiß, daß ich mich gewundert habe, von wo sie die Depense macht; und eben fällt's mir ein, ich hab's von der Schmidt, also dürfte wohl ein bißchen médisance mit unterlaufen. Aber um Dir eine so gar interessante Nachricht mit Gewißheit zu geben, will ich morgen an sie schreiben.“

Körner scheint von der Aussicht, der einstigen Angebeteten auf der Karlsbader Kurpromenade zu begegnen, nicht eben entzückt gewesen zu sein, da er den Charakter seiner Minna kannte: „Das Karlsbad soll sehr reizbar machen, also wird Minna sich eben nicht über die Anwesenheit der Schröder freuen, doch denke ich, soll sie mir jetzt nicht gefährlich sein.“ Immerhin wird ihm beim Empfang von Schillers Mitteilung am 5. Juli: „Die Schröder wird nicht ins Karlsbad gehen“, ein Stein vom Herzen gefallen sein. Auch einer

acht Jahre später sich bietenden Gelegenheit, die alte Bekannte wiederzusehen, wich er aus. Er weilte damals in Jena bei Schiller zum Besuch. Corona erwartete eine Einladung, die aber nicht kam. „Die Mlle. Schröter,“ schrieb Frau von Stein an Lotte Schiller, „war sehr empfindlich über Körners, daß sie ihr garnicht hatten sagen lassen, nach Jena zu kommen. Ich sagte ihr, daß sie Ihnen nicht gern hätten mehr Gäste an den Tisch bringen wollen.“ Das war natürlich nur ein Vorwand, da man es in jenen Kreisen und in jenen Tagen ausgedehntester Gastfreundschaft im eigenen Hause mit einem Logierbesuch mehr oder weniger nicht so genau nahm.

Welches Vertrauen Schiller in Corona setzte, beweist sein Verhalten 1789, als seine frühere Geliebte Charlotte von Kalb ihm mit ihren Wünschen nach einem Wiedersehen beschwerlich zu fallen drohte. Wenn er auch seiner Braut über die Beziehungen zu der Frau Majorin ziemlich reinen Wein eingeschenkt hatte, so wollte er doch unliebsames Aussehen vermeiden und willigte in das erbetene Rendezvous unter der Bedingung ein, daß die Kalb in Begleitung der Schröter, die diskret sei, ihn besuche. Die Visite kam indessen nicht zustande. Frau von Kalb zählte damals zu Coronas intimsten Freundinnen. Als sie infolge schwerer Krankheit fast erblindete, mußte die liebenswürdige Künstlerin Tag und Nacht um sie sein und ihr durch Vorlesen, Gesang, Lautenspiel und Plaudern die Zeit verkürzen.

Im Kalbschen Hause machte Corona 1796 auch die Bekanntschaft Jean Pauls, des damals namentlich von der Damenwelt über die Maßen verehrten Dichters. Frau von Stein hat von der ersten Begegnung Coronas mit ihm ein wenig freundliches Bild entworfen:

„Wir machten ihm alle eine höfliche Verbeugung, die er ohne Verlegenheit erwiderte, bis zuletzt Mlle. Schröter kam, die mit einer etwas theatralischen Stellung sich zuerst zu Frau v. Kalb wendete und ihr für eine Bekanntschaft dankte von dem Manne — indem sie sich zu ihm wandte — den sie schon lange in ihrem Herzen schätzte und verehrte, und zu uns sagte sie, daß sie immer die Auszüge von seinen Schriften in ihrer Tasche trage. Ihm wurde angst und bang dabei, und er hätte ihr gern das Lob geschenkt. Den Abend haben wir uns, meine Nièce Amalie und meine Schwester die Scene wieder vorgespielt, und ich kann sie noch nicht vergessen, so komisch war es. Wenn mir noch andere Scenen vorkommen, sollen Sie sie auch noch haben.“ Man tut der Frau Oberstallmeister kein Unrecht, wenn man aus diesen Zeilen noch einmal die alte Abneigung gegen die langjährige Rivalin in Form gehässiger Übertreibung zu hören vermeint. Daß ehemalige Heroinen und hochdramatische Sängerrinnen auch im alltäglichen Leben einen gewissen theatralischen Zug und einen Hang zur pathetischen Pose meist nicht verleugnen können, ist eine nicht eben neue Erfahrung. Auch Corona wird

in dieser Hinsicht des Guten leicht zuviel getan haben. Aber wenn sie Jean Paul anders, feierlicher begrüßte als die übrigen Damen, so konnte sie, die sie sich selbst als Künstlerin von Gottes Gnaden fühlte, wohl ein Recht dazu sich zuschreiben. Auch Schillers Lotte zeigt sich gelegentlich unter dem Einfluß der anderen Lotte in der Beurteilung Coronas von liebloser Härte. Einmal schreibt sie freilich sehr wohlwollend an ihren Mann: „Die Schrödern hat uns den Taucher gesungen, den sie sehr glücklich componirt hat, und so gut vorgetragen, daß es einem einen rechten Genuß gab. Sie hat so einen Schwung in der Composition wie sie selten in anderen Liedern hat, das ganze ist sehr einfach. Auch die „Würde der Frauen“ hat sie sehr glücklich componirt, und die verschiedenen Strophen in einem sehr hübschen Ton angegeben. Dein Geschenk (Schiller hatte ihr den 1800 erschienenen ersten Teil seiner Gedichte gegeben) benutzt sie wirklich sehr glücklich, und es ist recht gut angewendet.“ Kurz darauf, am 18. März 1801, berichtet sie dann aber ihrem Manne folgende wenig erbauliche Geschichte: „Sonntag bei Goethe war eine ziemlich ansehnliche Gesellschaft, die Schrödern und Jagemann unter andern, die letztere war sehr artig und gefällig, und sang wunderschön, die erstere zeigte aber recht in ihrer Art sich gegen die Jagemann zu betragen die alte Jungfer, und es betrübte mich ordentlich, da ich sie lezthin über ihr Urteil und Billigkeit gegen



die Jagemann bewunderte, sie nun zu sehen, wie sie doch dem Gefühl unterlag, daß sie nichts mehr von alle dem aufzeigen könne, wodurch jene sich auszeichnet, und zumal schien der beleidigte Ton aus der Betrachtung des schönen Staats der andern zu entstehen. Freilich die empfindlichste Seite für ein eitles Wesen.“ Die Szene, auf welche Lotte Schiller hier anspielt, hatte sie ihrem Gatten schon in einem früheren Briefe geschildert. Bei einer Probe von Mozarts „Don Juan“ hatten sich zwischen der Jagemann, die die Donna Anna sang, und dem Kapellmeister Kränz Meinungsverschiedenheiten über die Tempi gebildet. Bei der Vorstellung setzte der Kapellmeister seinen Willen rücksichtslos durch, so daß die Jagemann mit dem Orchester aus dem Kontakt kam und nicht weiter singen konnte. Der Vorgang hatte zur Folge, daß der unvorsichtige Kapellmeister wenige Tage später seiner Dienstleistungen enthoben wurde, und wenn er auch später wieder in Gnaden aufgenommen wurde, so durfte er doch niemals mehr eine Oper dirigieren, in welcher die Jagemann auftrat. In den musikliebenden Kreisen Weimars hatte der Vorgang großes Aufsehen erregt und einen Widerstreit der Meinungen entfesselt. In jener Gesellschaft bei Frau Schiller nahm die temperamentvolle Frau von Schardt, die Schwägerin Charlotte von Steins, die Partei des Kapellmeisters, während Corona, in der sich wohl das alte selbstherrliche Künstlerblut regte, das Verhalten der

Jagemann durchaus billigte. Daß ihr die nachmalige Frau von Heigendorf, die allmächtige Maitresse des Herzogs, deren Launen schließlich selbst der Theaterdirektor Goethe zum Opfer fiel, aus mehr als einem Grunde nicht sympathisch war, können wir getrost annehmen. Die 1777 geborene, mit ungewöhnlicher Schönheit und Stimme begabte Künstlerin, eine Tochter des herzoglichen Bibliothekars Jagemann, hatte minder spröde als einst Corona den Bewerbungen des Herzogs Gehör geschenkt und war ihm eine „Gesellschafterin seiner Erholungsstunden“ geworden. Ihren Einfluß benutzte sie bald zu fortwährenden Reibereien mit dem Personal, den Regisseuren und dem Hofkammerrat Kirms, ja sie scheute sich nicht, gelegentlich auch Goethe unbequem zu werden. Aus ihren Beziehungen zu Karl August, der ihr das Rittergut Heigendorf schenkte und mit dem Namen desselben sie und die beiden Söhne, die sie ihm geboren, in den erblichen Adelstand erhob, machte sie nicht den geringsten Hehl. Es ist nach allem menschlich begreiflich, daß sich in Corona, wenn sie die jüngere Kollegin in Glanz und Gunst von allen Seiten gefeiert erblickte, ein bitteres Gefühl regte. Aber daß ihr pikierter oder beleidigter Ton aus neidischer Betrachtung des schönen Kleides der Jagemann sich hergeschrieben habe, und nicht etwa aus Verachtung, da solcher Staat nicht von der Gage der Künstlerin bezahlt werden konnte, ist bei einer Frau, die durch den gewählten Geschmack ihrer eigenen

Toiletten jahrelang Aufsehen erregt hatte, und zweifellos auch damals nicht in einem irgendwie dürftigen und unscheinbaren Gewande zu einer großen Gesellschaft erschien, nicht anzunehmen, und entspringt nur einer Malice Charlottens, wie sie gute Freundinnen gelegentlich nicht verschmähen. Wie liebevoll und eifrig sich sonst Corona jüngerer Genossinnen annahm, beweist schlagend das Beispiel Christiane Neumanns, Goethes gefeierter Euphrosyne. Ihr Vater, der Schauspieler Johann Christian Neumann, war 1784 mit Bellomos Truppe nach Weimar gekommen. Die kleine Christiane, die bereits mit fünf Jahren in Venlo, dem Orte der früheren Direktionstätigkeit ihres Vaters, aufgetreten war, wurde auch in Weimar durch ihr heiteres, kindliches Wesen und ihr frisches, natürliches Spiel — z. B. als Edelknabe in Johann Jakob Engels damals gern gesehener gleichnamiger Komödie — ein Liebling des Weimarer Publikums. Auch die Herzogin-Mutter Anna Amalia wurde auf das talentvolle Mädchen aufmerksam und übergab Christiane zur weiteren Ausbildung Corona Schröter, die sie bis zum dreizehnten Jahre unterrichtete. Als 1791 die Truppe Bellomos entlassen wurde, interessierte sich Goethe für das „liebenswürdigste und natürlichste Talent“ in ungewöhnlichem Maße. Er selbst studierte ihr die Rolle des Prinzen Arthur in Shakespeares „König Johann“ ein, die eine unübertroffene Glanznummer der jungen Künstlerin wurde. Erst 14¹/₂ Jahre alt, heiratete

Christiane den jungen Schauspieler Becker, der während einer Krankheit ihrer Mutter — den heißgeliebten Vater hatte sie bereits 1791 verloren — mit seltener Treue und Unermüdlichkeit sich mit ihr in die Pflege geteilt hatte. Ein Jahr später gebar sie eine Tochter, die sie in dankbarer Verehrung für ihre Lehrerin Corona taufen ließ. Zwei Jahre später wurde sie zum zweiten Male Mutter. Die anstrengende Berufstätigkeit in Verbindung mit den häuslichen Sorgen und die rasch aufeinander folgenden Wochenbetten hatten den zarten, mädchenhaften Körper der jungen Frau indessen so erschöpft, daß sie an einem heftigen Brustleiden erkrankte. Durch die starke Gemütsbewegung infolge des Todes des zweitgeborenen Kindes verschlimmerte sich ihr Zustand so, daß sie trotz sorgfältigster Pflege und Luftveränderung erst neunzehnjährig im Jahre 1797 ihrem Leiden erlag. Am Grabe und auf dem Hoftheater fand eine würdige Totenfeier statt, und Goethe setzte der früh Verstorbenen, die zu den schönsten Hoffnungen berechtigt hatte, in seiner Elegie „Euphrosyne“ ein unvergängliches Denkmal. Corona wird das Hinscheiden ihrer geliebten Schülerin nicht weniger nahe gegangen sein. Hatte sie an Christiane herzliche Freude erlebt, so wurde ihr von einer anderen Schülerin mit bitterstem Undank gelohnt. Im Jahre 1798 bewarb sich ein angebliches Ehepaar Burgdorf um Engagement am Hoftheater. Goethe und Kirms entschieden, daß die Frau, die keine üble

Gestalt und Stimme hatte, zu engagieren sei, „wenn dieselbe, wie Madame Becker, dem Unterrichts der Demoiselle Schröter sich unterziehen würde.“ Das geschah auch, doch machte ein skandalöser Auftritt, der zwischen den angeblichen Gatten stattfand, dem Unterricht bald ein Ende. Die Burgdorf fiel bei ihrem ersten Auftreten durch und hatte jetzt die Stirn, ihrer Lehrerin die Schuld daran zu geben. Sie sei, schrieb sie, Schauspielerin, nicht Sängerin, könne von Corona nichts lernen und werde ihre nächste Rolle allein einstudieren. Sie wurde als erste Liebhaberin schließlich auch engagiert, aber bald wieder gekündigt, und es entspann sich nun ein für die Bühnenleitung höchst unliebsamer Briefwechsel, dem die Burgdorf durch immer neue Geldforderungen einen erpreßerischen Anstrich verlieh. Ihr Abschiedsbrief an Corona, den Kammerrat Kirms als *document humain* durch eine Abschrift verewigt hat, kann als ein Muster von frecher Dreistigkeit und Ironie gelten. Sie mutet ihrer einstigen Lehrerin darin zu, ihre Schulden zu bezahlen, und gibt eine ausführliche Beschreibung ihrer Gläubiger: „Ich hoffe,“ schreibt sie höhnißch, „in Trippsdriß, wo ein gebildeteres Publikum, wo ich durch Ihre Freundin die Frau von Brunst allen Kabalen die Spitze bieten kann, als Schauspielerin mich in kurzer Zeit derart zu vervollkommen, daß ich als erste Liebhaberin in meinem geliebten Weimar durch meinen Ruf werde bald wieder engagiert werden können. So flehe ich

Sie, meine zuckersüße Seele, mein Honigseimchen, mit kindlicher, liebevoller Zuversicht an, diese angezeigten Schuldposten für mich zu bezahlen, und meine Ehre zu retten, wofür ich dankbarlichst ersterbe.“

Corona ließ durch solche vereinzelte trübe Erfahrungen sich nicht abhalten, jungen Talenten auch weiter ihr Interesse zu schenken. Wie es scheint, hat sie nicht nur auf Veranlassung der Bühnenleitung, sondern auch privatim jungen Mädchen Gesangsunterricht erteilt. Wir hören, daß ein Fräulein Christel von Wurmb, eine Cousine von Schillers Lotte, durch ihre schöne Stimme sie geradezu begeisterte, so daß sie dem jungen Mädchen eine große Zukunft prophezeite. Mutter Lengefeld hörte solches Lob gern, meinte aber doch etwas skeptisch, „daß die Madame Schröter sechstausend Thaler Gage schneller aussprechen, als verschaffen könne.“

In älteren Schriften, die Coronas Erwähnung tun, begegnen wir mehr oder minder versteckten Anspielungen auf ihre langjährigen vertrauten Beziehungen zu dem Kammerherrn und späteren Oberhofmeister der Herzogin-Mutter, den schon öfters genannten Friedrich Hildebrand von Einsiedel. Varnhagen schrieb 1848 an seinen Freund Heinrich Diehoff, man habe in Weimar geglaubt, beide seien heimlich verheiratet gewesen, sie hätten in demselben Hause — beim Kaufmann Henniger am Markte — doch in verschiedenen Stockwerken, mit sorgfältiger Beobachtung aller äußerlicher

Schicklichkeit gewohnt. Schon der englische Goethebiograph Lewes wies auf Briefe hin, die dieses Verhältnis bezeugen. Coronas Biograph O. Schade bemerkte dazu 1857, daß er, bevor er diese Briefe nicht gelesen habe, daran nicht glaube, aber er „im übrigen versichert sei, daß, wenn solche Briefe existieren, sie gewiß nichts Anstößiges gegen die Corona aufbringen werden“. Wie die im Folgenden mitgetheilten Schreiben des alternden Liebespaars bezeugen, hat Schade mit seiner letzteren Behauptung recht, anderseits ersehen wir aus ihnen aufs unzweideutigste, daß Einsiedel vermutlich schon 1784 oder 1785 den verwaisten Platz in Coronas Herzens eingenommen hat. Anno 1786 wenigstens muß die beiderseitige Neigung ein offenes Geheimnis gewesen sein, denn Goethe schrieb im April dieses Jahres an den Herzog: „Heute Abend ist das große Ehrenfest der Schauspieler. Die Frauen werden (durch das Los) gezogen. Wir wünschen Wielanden alle die Mettner. Einsiedel ist sehr verdrüßlich, und die Schröter in Verzweiflung.“ Daß die beiden Menschen aneinander Gefallen gefunden, kann uns nicht wundernehmen, denn die Intimität des Liebhabertheaters hatte sie oft genug zusammengeführt, und die Gemeinsamkeit künstlerischer Interessen und Neigungen bildete ein festigendes Band. Solange Corona im Strahlenglanze Goethes sich sonnen durfte, konnte Einsiedels kleiner Stern nicht zur Geltung kommen, aber der sich vereinsamt Fühlenden mußte der liebens-

würdige und feinsinnige Mann ein willkommener Freund sein. Nur ein Jahr älter als Corona — er war am 30. April 1750 als Sproß eines alten weitverbreiteten Geschlechts geboren — war Friedrich von Einsiedel als Page und Gespieler Karl Augusts am Weimarer Hof erzogen worden, hatte in Jena Jurisprudenz studiert, war 1770 bei der Weimarer Regierung als Assessor eingetreten und bereits mit 25 Jahren zum Hofrat aufgerückt. Da ihm indessen der Staatsdienst nicht zusagte, vertauschte er 1776 seinen Posten mit dem eines Kammerherrn der Herzogin-Mutter. „Ohne schön zu sein,“ heißt es in einer älteren Biographie Einsiedels, „hatte er ein gefälliges ansehnliches Äußere, eine ziemlich hohe Gestalt, eine bedeutende Stirn, lebhaft Augen, und in allen Zügen eine geistvolle Freundlichkeit.“ Durch ritterliche Galanterie empfahl er sich den Frauen, durch die Gutmütigkeit, mit der er Neckereien aufnahm, durch seine stete Bereitschaft zu Freundschaftsdiensten und seinen Humor und Hang zu lustigen Streichen gewann er die Herzen der Männer. Mit dem Herzog und Goethe stand er stets im besten Einvernehmen. An allen Veranstaltungen des Liebhaber-Theaters und allen Scherzen der genialischen Tafelrunde nahm er tätigen Anteil. Von seiner satirischen Ader legt das „Schreiben eines Politikers an die Gesellschaft am 7. Januar 1776“ Zeugnis ab, in dem er unter dem Namen Mephistopheles die Mitglieder der Tafelrunde durch-

hechelt und auch sich selber nicht im geringsten verschont:

Der Knabe mit der platten Stirn
Hält Wunderding von seinem Gehirn.
Der Narr weil 'r mit Gelehrten lebt
Meint drum er sey auch ein Adept:
Glaubt er hiel' den Teufel beim Schwanz
Wenn er sich deckt mit anderer Glanz.
Könnt er für Trägheit selbst was schaffen,
Thät er nicht allen Quark begaffen,
In allen Dreck seine Nase stecken,
Und dann posauen an allen Ecken. —
Er treibt mit Zucht und Ordnung Spott,
Lebt wie ein Schwein, ohn all Geboth,
Schleicht jämmerlich bey Hofe rum:
Ist halb verrückt, halb toll, halb dumm. —

Unter Einsiedels Schriften sind seine Übersetzungen von Lustspielen des Terenz und Plautus, sowie die „Grundlinien einer Theorie der Schauspielkunst“ noch heute mit Auszeichnung zu nennen. Goethe sah in seiner Verdeutschung der „Adelphi“ einen wertvollen Gewinn für die Weimarer Bühne; August Wilhelm von Schlegel pries die Aufführung als „einen echt attischen Abend“, und das Urteil eines bewährten Sachmannes unserer Tage lautet nicht minder günstig dahin, daß „die Übersetzung echt deutsch sei in Empfindung und Ausdruck, ohne daß der Charakter des Originals im mindesten wäre geschädigt worden“. In der Theorie der Schauspielkunst mutet ein geradezu moderner Zug, ein Streben nach nicht alltäglicher psychologischer Vertiefung

uns heute erfreulich an und sichert dem Autor unsere Achtung. „Ich möchte,“ schreibt Einsiedel in der Vorrede, „daß die Schauspieler ihr Studium vorzüglicher auf die Art Tragödien verwenden möchten, welche bisher mit schönerer Wirkung gelesen als aufgeführt wurden; ich meine die, worin statt der äußern oder körperlichen Aktion die innere oder psychologische vorwaltet — ohne welche jene keine ist — wie in Goethes Tasso und Iphigenie.“ Und an einer anderen Stelle heißt es: „Wir sollten . . . recht viele Stücke besitzen, wo die meiste Wirkung allein auf dem Spieler beruht, wo die wichtigsten Situationen durch einen Blick, durch eine Geste, durch ein Schweigen herausgehoben werden; und wo der mimische Künstler die Worte gleichsam entzathen, und mehr auf seinen eigenen Füßen stehen lernte.“ Die den Beschluß des Buches bildenden schauspielerischen Analysen zweier Charaktere, Falstaff und Hamlet, fesseln durch manche feine durchaus richtige Bemerkung. Schiller urteilte 1797 in einem Briefe an Goethe etwas von oben herab, aber doch anerkennend über das Buch: „Einsiedels Schrift über das Theater enthält doch manches Gutgedachte. Es war mir unterhaltend, wie diese Art von Dilettanten sich über gewisse Dinge, die nur aus der Tiefe der Wissenschaft und der Betrachtung geschöpft werden können, ausspricht.“ Nach allem, was wir von Einsiedel wissen, können wir durchaus begreifen, daß eine Frauennatur wie Corona ihm lange

Jahre hindurch ihre Freundschaft und Liebe geschenkt hat. Bereits 1787 redet sie ihn mit „Mein herzlich geliebter Fritz“, „Mein süßes, bestes Herz“ an und versichert ihn ihrer „unendlichen Liebe“. Einsiedel war damals auf Reisen, und aus Besorgnis, ihr Brief könnte in falsche Hände geraten, wagte Corona nicht ihn abzuschicken. Eine zwischen Liebenden ungewöhnliche Ängstlichkeit und Furcht vor Mißdeutungen seitens der Welt ist überhaupt für diese ganze Korrespondenz charakteristisch. Um ja nicht erkannt und verraten zu werden, erfinden die Liebenden ein uns kindlich anmutendes Chiffrensystem für Koseworte und Liebesausdrücke. Es hat etwas Kindisches und Rührendes zugleich, wenn die Einundfünfzigjährige nach Wendungen wie: *welch Verlangen habe ich, welche unendliche . . . ihre naiven Chiffren malt, um ihrem geliebten Fritz ihre Zuneigung zu bezeugen. Die Gute legte sich schwerlich davon Rechenschaft ab, daß in den Augen kleinlicher und übelwollender Leser gerade diese Vorsicht zum Fallstrick werden und eine ganz falsche Vorstellung von dem beiderseitigen Verhältnis erwecken könnte. Um es gleich zu sagen: diese Briefe Coronas und ihres Freundes sind nicht Äußerungen seliger, genußfreudiger, alles vergessender Leidenschaft, sondern voll von banger Sehnsucht, sentimentalem Schmachten und stiller Resignation. Etwas Weltschmerzliches, Klagen über ein zu spät, ein verlorenes Glück, liegt in diesen brieflichen Ergüssen. Wir sehen*

Einfiedel trotz seiner Jahre den Wertherfrack anziehen. Zeugnis dessen ein undatiertes Brief des Kammerherrn, „nachts nach der Redoute“ geschrieben. Das „Sie“ in der Anrede läßt darauf schließen, daß die Epistel noch in den Anfang ihrer intimen Bekanntschaft fällt.

„Ich schreib Ihnen noch izt spät ohneachtet ich weiß daß so bald diese Zeilen nicht in Ihre Hände kommen werden! — Liebste Freundin — denn so darf ich Sie doch nennen, ob ich gleich lieber Ihren schönen Namen schriebe! — endlich hab ich in diesem Augenblick gelesen was Sie mir geschrieben, und gebe Ihnen im reinsten Spiegel wieder allen Eindruck und alle Gefühle meiner Seele: ich bin bey aller Gutheit und Biegbarkeit meines Wesens, ein stolzer Mensch, der Grund davon mag Glaube an einigen innern Werth den ich mir kenne, seyn, denn ich müßte mich selbst belügen wenn ich sagte und meynete, daß ich gewöhnlicher und gemeinerer Art sey wie viele oder die meisten, meine Aufrichtigkeit gegen Sie löcht mir dieß Geständniß ab — verzeihen Sie mir dieses und das was ich Ihnen noch sagen will: ich habe für Freundschaft zu Ihrem Geschlecht gewiß so hohen und reinen Sinn als einer, und ich sehe daß Sie vor tausenden an Herz und Seele dazu gestimmt sind — aber liebe Freundin, meiner Wünsche sind tausenderley, mein Kopf ist unruhig, ich bin schwehr zu befriedigen, und vielleicht nie glücklich zu machen — ohne eitle Prahlerey (dafür Gott mich

bewahre) so darf ich hinzusetzen — ich bin verwöhnt, verwöhnt durch ihr Geschlecht, ich hoffe leicht — betrüge mich gern — und bin ungewiß misstrauisch und zweifelnd an Wahrheit Treue und Aufrichtigkeit, so lange Freundschaft ihres Geschlechts, nur Freundschaft — und nicht Liebe ist. Ich schwöhre Ihnen daß alle Hoffnungen die ich bey Ihnen zu diesem höhern wärmern und innigern Gefühl — der Himmel weiß in welchem glücklichen Selbstbetrug, geschöpft habe, einzig in meinem Gehirn, und nie durch Ihre Schuld entstanden sind — auch werden Sie mir diesen Irrthum verzeihen! — Wenn Sie in begränztern Schranken mich halten, meine Eigenliebe so weit demüthigen, daß ich mit einem Schatten mich begnüge, und den Glanz eines höhern Schimmers einem andern gönne, wenn Sie dieß können — so ist es ein Beweis daß Sie viel vermögen, und daß ich viel dulden kann — daß ich nicht stolz unter solchen Bedingungen nicht eitel seyn darf, das werden Sie selbst zugestehen. Unser Verhältniß ist dann eine neue Erfahrung für mich selbst; Sie möchten meinem armen Verstand darüber gern ein Compliment machen — nun wohl! aber meinem Herzen und meinem Selbstgefühl macht diese Resignation gewiß keines, und ich muß jeden Augenblick fürchten: daß Ihr Spott oder doch Ihr Mitleiden mich früher oder später treffe — aber vielleicht irr ich mich, und sehe zu sehr durch die Augen meiner eitlen stolzen Individualität,

in Ihre Darstellungsart — indeß soll alles dieß Sie weder bereden, noch unruhig machen — ich würde nie den Vorwurf ertragen daß Sie sich des £ — — anklagten, daß die Ruhe Ihrer Seele litte, denn so vielseitig leicht und ungebunden ich bin: so schwöhr ich Ihnen vor dem Himmel daß auch ich an Ideen hänge, mein Glück oft und einzig in dem unreellsten suche — zuweilen finde, und daß ich in einem Wort — einem Gedanken — einer Übereinstimmung des Gefühls, höheres dauernderes Glück und schönern Genuß finde — als alle Schätze der Welt, und alle Freuden der Welt mir gewähren können. Glaubte und hoffte ich dieß ganz uneigennützig Gegengeschenk nicht von Ihrer Freundschaft, so wollte ich heut, in dieser Nacht noch Sie bitten: alles zu vergeßen was je unter uns gesagt und geschrieben worden, mir meine Briefe wieder erbitten, und gegen die Ihren umtauschen — aber liebe beste Freundin es ist mir als ob dieß nicht seyn sollte, es ahndet mir daß ein verborgener hoher Genius — der mir neulich Nachts das bon soir! von Ihnen sagte, mit einem so wohlwollenden Ton sagte, als ichs wohl nie aus Ihrem Mund hören werde — daß dieser Genius, auf dem ruhigeren, stillern Pfad der Freundschaft zu Ihnen führen wolle — wonicht mein Herz ganz, doch manches schöne tiefverschloßnen wahre Gefühl aus meiner Seele, der Ihrigen mittheilen wolle! — Ja! Liebe Freundin, so ist mirs — ich habe Sie gar oft, meist

unbemerkt, doch nicht ganz geheim, stets gern gesehen, und bin Ihnen mit der reinsten Theilnehmung gut gewesen, ich habe nie vertragen, und gleichgültig ertragen können, wenn andere Sie nicht so hoch als ich schätzten — ich habe hohen seltenen und ungeschätzten Werth in Ihnen gefunden und geliebt! — warum sollte dieß alles um nichts und für nichts seyn? warum sollte ich Ihnen und mir selbst verbergen, was mich zwar wohl nie glücklich — aber lieber Engel was mich doch leichter und schöner mein Daseyn ertragen macht — und was Ihre Freundschaft mir je gewähren will — Bon soir! très chère amie bon soir

Nachts halb zwei Uhr — gute Nacht.“

In einem gleichfalls undatierten Schreiben „auf der Villa nachdem Du abends weggegangen“; begegnet uns zum ersten Male das trauliche Du. Er redet die Geliebte hier Cilli an. Aber auch dieser Brief ist voll Melancholie und Zweifel:

„Ich weiß nicht, liebe Cilli, warum unsern Bund nicht leichtere fröhlichere Geister begleiten; es ist etwas trauriges in unserer Lage, das ist wahr, aber ich weiß doch, daß für den Augenblick wenigstens, ehedem Liebe mich berauschte und mit sich im Taumel fortriß . . . Die Zukunft ist uns nicht enthüllt, sie trägt tausend Möglichkeiten des Unglücks in ihrem verschlossenen Busen, wir zagen, wir sorgen — und verbittern uns unsern augenblicklichen Genuß! So ist

lieber Engel! Kanns wohl anders sein? Schlaf wohl, und sey träumend zum mindesten glücklich in süßer Täuschung.“ Es folgt noch ein leiser Vorwurf wegen unbegründeter Eifersucht und die Erklärung, warum er nicht länger bei ihr geblieben sei: „Ich zürne noch mit mir selbst über solche ängstliche Schüchternheit — und doch — doch müssen wir vorsichtig seyn.“ In einem dritten uns erhaltenen Briefe redet er Corona zur Abwechslung mit „liebe Emilie“ an. Der Brief dürfte am Abend der Rückkehr Einsiedels von der Reise im September 1787 geschrieben sein und enthält wieder sanfte Vorwürfe: „Du hattest etwas Kaltes und Leidendes, ich glaubte, Du würdest auf eine leichtere Art unserm Wiedersehen vor der Welt einen Anstrich geben, aber Du hättest alle meine Vorsätze und Pläne bald ganz vernichtet, und ich erlebe, daß wir nächstens alle beyde roth werden, ohne recht zu wissen warum — denn im Grund sind wir Kinder, und weil die andern Menschen sich wunder groß und klug dünken, so sollten wir sie durch unser kindisches Wesen betrügen — aber mit dem Gesichtgen, mit dem Blick, wie Du heute ersiehst, lieber Engel, da verstellt man sich übel.“ Zum Schluß folgt ein feuriges Bekenntnis seiner Liebe und zugleich eine Bitte um Nachsicht und Mitleid: „Mein Herz ist ein armes unwerthes unbedeutendes Opfer und doch ist's Dein, bleibt Dein, wenn es auch zu unser beider Unglück sein sollte. Ich bin jetzt so sehr mit meiner Existenz brouillirt:

daß ich Fröhlichkeit und Freude nicht achte . . . Du hast Dich mit einem unglücklichen Sterblichen verwickelt, und ich fürchte mein traurig Gestirn wird das Deine, das lieblicher leuchtet, umwölken — Cilli, wirst Du mich hassen?“ Um in der innigsten Seelengemeinschaft mit der Freundin leben zu können, übersendet er ihr mit einem anderen Briefe ein Wochentagebuch: „So sollst Du jede Woche ein Blatt haben, oder mehr und immer einige Zeilen Verse am Anfang des neuen siebenten Tages, das wird in jedem Jahr ein großes Gedicht — die glücklichen Tage wo wir uns sehen, enthalten blos einen guten Abend. Dies Bekenntnis meines Glaubens nimm als das höchste Zeichen meines Vertrauens und meiner Liebe zu Dir. Du wirst dadurch ein Licht über alle meine Vorstellungsarten, Launen, Humor und Eigenart bekommen, über meine Handlungen nicht, denn ich lebe in der Welt, und muß drum auch mit der Welt leben. Aber mein Thun und Lassen ist oft fern von meinem Herzen und Gefühl. Ich bitte den Himmel und ewigen Geist, daß er Dich behüten, daß er Dich mir erhalten, daß er Dir wiedergäbe was ich trübte: Deine ruhige Fröhlichkeit, und reiner Sinn, daß Du im Leben mich lieben, und im Tode mich segnen möchtest.“ Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß Corona von Jahr zu Jahr gehofft hat, der Freund werde sie zu seiner Gattin machen und sie vor der Welt offen ihre Liebe bekennen dürfen. Aber zwei Gründe traten immer wieder



Corona Schröter.

Nach dem Selbstporträt im Goethe-Nationalmuseum zu Weimar.
Aufnahme von Louis Held, Hofphotograph in Weimar.



hindernd dazwischen, einmal das unbehagliche Gefühl, was wohl die Leute, speziell die gern medissierende Hofgesellschaft zu diesem späten Liebesbunde sagen würden, vor allem aber Einsiedels Bedenken, ob er den pekuniären Anforderungen eines standesgemäßen Haushaltes gewachsen sein würde. Sein Biograph sagt ihm geniale Verachtung des Geldes, mangelnden wirtschaftlichen Sinn und Neigung zu leidenschaftlichem Spiel nach. So kam er zeitlebens aus den Schulden nicht heraus, obgleich er mit den Jahren zu der Würde eines Oberhofmeisters und Wirklichen Geheimen Rates emporstieg. Sein Freund, Major von Knebel, der zu Coronas Kollegin, der Kammerjängerin Luise von Rudorff, seit Jahren in allerdings nicht platonischen Beziehungen stand, zeigte sich weniger schüchtern und heiratete das „schöne Rudelchen“, obgleich die Dame nicht den besten Ruf genoß. Die Ehe gab der Hofgesellschaft denn auch zu vielem Gerede Anlaß. Goethe gratulierte sehr förmlich und machte insgeheim seinem Herzen in dem derben Spottverschen „An den neuen St. Antonius“ Luft:

„Herr Bruder,
Welch ein Luder
Bringst Du in Deine Einsiedelei!
Ohne Zweifel
Dich versucht der Teufel.
Gott steh uns bei!“

Hatte unser Liebespaar auch derartiges nicht zu befürchten, so war doch die Beurteilung, die sie Knebels Ehebund seitens der Hofgesellschaft

Stümcke, Corona Schröter.

zuteil werden sahen, keineswegs geeignet, ihnen selber zu einem entscheidenden Schritte Mut zu machen. — Coronas Gesundheitszustand ließ schon seit längerer Zeit zu wünschen übrig. Schon während ihrer Bekanntschaft mit Goethe hatten sie gelegentlich Stiche auf der Brust beunruhigt, und im Laufe der Jahre entwickelte sich ein zehrendes Leiden. Im Jahre 1793 ermöglichte sie einen längeren Kuraufenthalt in Karlsbad. Aber sie fühlte sich dort, wie ihre Briefe an ihren geliebten Fritz bezeugen, in jeder Hinsicht wenig wohl; sie klagt über furchtbare Hitze, schlechte Bedienung, teure Preise und wenig Gelegenheit zum Zeichnen. Zum Schluß kommt eine kleine Eifersuchtsanwandlung: „Es haben sich doch nicht etwa schöne fremde Damen wieder in Weimar eingefunden, die Deinem lieben Andenken an mich Abbruch thun? Hier sind zwar verschiedene schlanke junge Herren“ — Einsiedel war in späteren Jahren sehr beleibt — „die aber nicht den geringsten Eindruck auf mich machen würden, wenn mein Herz auch ganz frei wäre. Hingegen sind viel hübsche Weiber und Mädchen hier, und es ist mir sehr lieb, daß Du nicht an meiner Stelle hier bist.“ Acht Tage später nennt sie ihr Badeleben das einförmigste und fadeſte was man sich denken kann. Merkwürdig berührt die Klage der einst so viel umschwärmten Frau, wie erstaunlich schwer es sei, in Karlsbad Bekanntschaften zu machen, und wie zurückhaltend die Menschen gegeneinander seien. So begrüßte

sie den ihr bekannten Maler Graff mit großer Freude und erhielt durch ihn für ihre Malstudien neue Anregung: „Ich hoffe etwas von ihm in der Zeichnung auf Pergament zu profitieren. Er hat meine beiden Porträts gesehen, und es hat mich ungemein aufgemuntert, daß er so zufrieden damit war. Ich werde ihn auch zeichnen und hoffe viel Nutzen daraus zu ziehen.“

Im Jahre 1794 ließ sie eine zweite Sammlung Gesänge mit Begleitung des Fortepiano erscheinen. Auf ihre Bitte hatte Bertuch Stich und Druck überwacht und den Kommissionsverlag übernommen. Goethe war diesmal unter den Textdichtern nicht vertreten, dagegen u. a. Klopstock, Herder, Gotter, Matthiſſon, Stollberg und mehrere Italiener und Franzosen.

Wir besitzen aus jener Zeit einen herzlichsten Brief Coronas an ihre damals in Darmstadt an einen Bauschreiber verheiratete jüngere Schwester Maria, die früher der dortigen Hofkapelle als Sängerin angehört hatte. Der Brief zeugt von Coronas inniger Teilnahme für die schon so lange von ihr getrennten Familienangehörigen und auch für den Eifer, mit dem sie jede Gelegenheit benutzte, Subskribenten für ihre Liedersammlung zu gewinnen. Der Schwager Bauschreiber dürfte diese ihre Hoffnungen allerdings schwerlich erfüllt haben. Der Brief lautet:

Weimar, den 20. Juni 1794.

Es ist wieder eine lange Zeit verstrichen, beste Schwester, seit ich Dir nicht geschrieben, ich

habe aber auch gar große Geschäfte unterdessen zu besorgen gehabt, wie Dir die bengelegten Anzeigen sagen werden, die ich für Dich und Deinen lieben Mann, den ich tausendmal grüße, bengelegt habe. Vielleicht hat mein lieber Hr. Schwager etwan Gelegenheit, wenn er nach Frankfurt oder Darmstadt reißt, oder wo er sonst vielleicht musikalische Bekanntschaften hat, mir auch eine kleine Anzahl Subscribenten zu verschaffen. Sag ihm nur er mögte mir immer helfen, ein rechtes Capital zusammen zu bringen, denn wenn ich einmal sterbe, habt Ihr und Eure Kinder es zu genießen. Du mußt mir aber auch den Gefallen thun mir noch ein kleines Nichtchen zu verschaffen, daß ich nur diese Freude noch erlebe! Hoffentlich befindest Du Dich mit Deinem würdigen Manne und Deinem kleinen Buben recht gesund und wohl? Das gebe der Himmel! Mit mir geht's Gott sey Dank auch ganz gut, aber unser Vater hat mir heute geschrieben und klagt sehr über Schwindel. Wenn ihm nur nicht ein Schlagfluß nach geht! Er bezeigt sehr großes Verlangen mich zu sehn und zu sprechen, und will, wenn ich diesen Sommer zu Hause bleibe, mich besuchen, oder ich soll nach Cassel zu ihm kommen. Sein Besuch würde mich sehr in Verlegenheit setzen, weil ich fürchte, er bringt mir die werthe Frau Tante mit. Ich weiß also noch gar nicht, wie ich die Sache am gescheuesten wende. Fast glaube ich es wäre am besten wenn ich nach Cassel ginge, so sich

etwann eine gute Gelegenheit zeigte, dann besuche ich Dich auch auf einige Tage, wenn ich einmal dort wäre, denn es ist doch nicht so gar weit von Frankfurth. Ich bin zwar diesen Sommer schon an so viele Orte eingeladen, daß ich mich wünschte verzehnfältigen zu können. Wenn Du mir nur wenigstens um 10 Meilen näher wohntest, liebe Schwester, so wäre es doch noch eher; wiewohl 20 Meilen auch schon eine sehr weite Ferne und für eine so reisesehne Dame wie ich bin, ein abschreckendes Ding ist. Ihr habt doch wie ich höre seither ruhig in Euren Gegenden vor den bösen Franzosen gelebt? Wenn sie doch der Himmel nur einmal ganz aus Deutschland verbannen wollte! Komm ja gleich mit Deiner ganzen Familie hierher, wenn noch einmal die geringste Gefahr sich ereignen sollte. Lebe mit Deinem lieben Manne und Deinem Kinde, das mich recht freuen wird einmal zu sehen, recht gesund und wohl, liebste Schwester! Es kann wohl längst schon laufen? Wenn Du mir wieder schreibst, so sag mir das, ob Du auch meine Briefe erhältst, Du erwähnst immer kein Wort davon. Dein letzter war vom Januar. Schreib mir hübsch bald wieder eine Zeile liebes Kind. Tausend Grüße an Dich und meinen lieben Schwager von mir.

Behalte mich lieb! Deine treue Schwester
Corona Schroeter.

Die Übersendung eines Geschenkeemplares
der Lieder Sammlung an den großen Friedrich

Ludwig Schröder führte eine kurze Korrespondenz Coronas mit dem berühmten Schauspieler herbei. Der große Mime hatte mit einigen schmeichelhaften Worten für die ihm erwiesene Aufmerksamkeit gedankt, und die Komponistin erwiderte in einem ungewöhnlich elegant stilisierten, die Dame von Welt verratenden Briefchen:

Weimar 19. Januar 1791.

Der Gedanke giebt meinem Herzen einen süßen Stolz, daß ich dem Manne, dem ich längst meine größte Verehrung gereicht habe; dem unser Vaterland so unumgränzten Ruhm zu erkennt und der diese allgemeine Bewunderung mit der Verehrung seiner Freunde, durch gleich große Vorzüge seines Charakters vereinigt, daß ich diesem edlen Manne auch durch Dankbarkeit verpflichtet bin, und indem ich der angenehmen Obliegenheit mich entledige, Ihnen für die Güte, mit welcher Sie Sich für meine kleinen Gesänge haben interessieren wollen, auf das verbindlichste zu danken, ich zugleich die erwünschte Veranlassung habe, Ihnen die Gefühle meiner wärmsten Hochschätzung und Verehrung darzuthun.

Corona Schröder.

Im Jahre 1801 oder 1802 scheint sie nach Ilmenau übergesiedelt zu sein, dem anmutigen Walddorf, dessen damals noch von keinem Fabrik- schlot getrübe heilkräftige Luft der Brustkranken erfreuliche Linderung ihres Zustandes versprechen konnte. Wie vor nahezu zwanzig Jahren ihr

großer Freund Goethe in seinem „Ilmenau“ betitelten Abschiedsgedicht an die Weimarer Sturm- und Drangperiode, wird doppelt die kranke, Genesung suchende Corona beim Anblick des Ortes, der ihre letzte Ruhestätte werden sollte, empfunden haben:

„Anmuthig Thal! Du immergrüner Hain!
Mein Herz begrüßt euch wieder auf das Beste;
Entfaltet mir die schwerbehangnen Äste,
Nehmt freundlich mich in eure Schatten ein,
Erquickt von euren Höhn am Tag der Lieb' und Lust
Mit frischer Luft und Balsam meine Brust!“

Von Ilmenau aus scheint sie öfters Besuchsreisen nach Weimar und Jena unternommen zu haben. So finden wir einen Brief, vielleicht ihren letzten, vom 30. Mai 1802 an Einsiedel, aus Jena datiert. Der Husten plagt sie noch immer: „Die Nächte hab ich mehr Ruhe. Das ist alles was ich sagen kann. Wenn ich einmal werde zu einer weiteren Kur schreiten, das mag der Himmel wissen. Vom Baden ist wieder die Rede gewesen, aber nun weiß kein Mensch eine Wanne aufzutreiben.“ Ein Bekannter scheint ihr Bergharz zum Einnehmen oder Einreiben empfohlen zu haben, aber der befragte Hofrat wollte „in seiner gewöhnlichen kalten Art“ gar nicht erwägen, ob es für sie zu brauchen sei. Ein großer Tee in einem befreundeten Hause, der sich bis zwei Uhr morgens ausdehnte, hatte sie sehr mitgenommen. Überdies hatte sie sich zum Sterben gelangweilt und beklagte nun doppelt,

daß sie „diesem verwünschten Thee ihr Verlangen den Geliebten wiederzusehen, aufopfern mußte“. Einsiedel hatte ihr stärkenden Südwein übersandt, von dessen Genuß sie sich gute Wirkung für ihre Gesundheit versprach. Der Geliebte muß ihr zugleich irgendeine erfreuliche Wendung seines Geschickes mitgeteilt haben, denn nach einigen unleserlichen, chiffrierten Zeilen heißt es: „Es hätte mir garnichts Lieberes und Willkommeneres widerfahren können! Gebe der Himmel daß die neue schöne Hoffnung und Zusage recht bald wieder so glücklich in Erfüllung gehe.“

Ihr schlechter Gesundheitszustand verhinderte sie auch, der ersten öffentlichen Aufführung der Iphigenie, die am 15. Mai 1802 in Weimar stattfand, beizuwohnen. Der junge Pädagoge Johannes Falk, der damals zu Coronas nächsten Freunden zählte, vermißt in seiner Rezension der Aufführung bei der Darstellerin der Titelrolle, Madame Voß, „Stille, Ruhe der Empfindung, mit einem Wort tragische Hoheit“, und fährt dann fort: „Mit Wehmut erinnern sich, bey diesem Anlaß, ältere und jüngere Kunstfreunde in Weimar, jene aus Anschauung, diese aus Tradition, des schön gemäßigten Spiels einer Corona Schröter. Das Junonische ihrer Gestalt, Majestät in Anstand, Wuchs und Geberden, nebst so vielen anderen seltenen Vorzügen der ernsteren Grazie, die sich in ihr vereinigten, hatten sie, wie es schien, vor vielen andern, zu einer Priesterin Dianens berufen und geeignet; und in der That ist sie auch immer

ihrem Dienst getreu geblieben! Mögte doch die gute Göttin, die schon ein Mal so wunderbar sie rettete, auch dießmal die finstere Wolke des Todes, die, da ich dieß schreibe, zur Trauer ihrer Freunde, ihr Haupt umschwebt, gütig und hülfreich von demselben abwenden.“

Der Wunsch des Freundes sollte sich nicht erfüllen. Coronas Zustand verschlimmerte sich trotz sorgfältigster Pflege im Laufe der Sommermonate zusehends, und am 23. August entschlummerte sie sanft in den Armen ihrer treuen Wilhelmine. In ihrem wenige Stunden vorher errichteten Testament ernannte sie die Freundin zur Universalerin ihres 1943 Taler betragenden Kapitalvermögens, sowie ihres sämtlichen Mobiliars, Kleider, Wäsche und sonstigen Gegenstände, mit der Verpflichtung, ihrem alten Vater die Summe von 800 Reichsthalern innerhalb eines halben Jahres nach ihrem Ableben auszuführen, desgleichen bedachte sie eine langjährige alte Dienerin mit einem ansehnlichen Legat. Um der Freundin unter allen Umständen den Genuß des Erbes zu sichern, bestimmte sie ausdrücklich, daß „ihr gegenwärtiger letzter Wille unter Umständen als Schenkung unter Lebenden oder auf den Todesfall oder unter was für einen Namen es am füglichsten geschehen könne oder möge, Geltung haben solle.“ Dem Vater wurde angedroht, daß er, falls er wider Hoffen und Erwarten mit seinem Legat nicht zufrieden wäre, lediglich den Pflichtteil bekommen solle. Die im Kirchenbuch von Ilmenau

eingetragene Sterbeurkunde, die eine falsche Altersangabe, einen falschen Geburtsort und zum Überfluß auch falsche Namensschreibung aufweist, lautet: „Demoiselle Corona Wilhelmine Schröder, gewesene Hoffängerin zu Weimar, geboren zu Warschau in Pohlen, Herrn Schröders ikt Hochfürstlichen Cammer Musikus zu Cassel eheliche Tochter starb am 23. August an der Auszehrung und wurde den 26. August früh beerdigt, alt ungefähr 48 Jahre. Arzt Dr. Schlegel.“ Das Begräbnis fand in aller Stille statt, wird aber keinesfalls ärmlich gewesen sein, da seine Kosten gegen 47 Taler betragen. Wenn Knebel in einem Briefe an seine Schwester Henriette über „das schlechte Begräbnis der guten Schröter“ klagte, so war er entweder falsch unterrichtet, oder die Klage bezog sich darauf, daß keiner der angesehenen Freunde der Guten das letzte Ehrengelie gegeben hatte. Auch Knebel war nicht unter den Leidtragenden, da er erst im September von einer Reise aus Nürnberg nach Ilmenau zurückkehrte. Es scheint, daß auch Einsiedel dem Begräbnis ferngeblieben ist, wenigstens wird seine Anwesenheit uns nicht bezeugt. Teilnahmslosigkeit und Gleichgültigkeit können wir nach seinen Briefen nicht wohl als Grund annehmen, sondern vielmehr einen unbefieglichen Widerwillen gegen alles, was mit Tod und Begräbnis zusammenhängt. Er teilte diese Abneigung mit der übrigen damaligen Hofgesellschaft, die nach dem Motto: „Lasset die Toten ihre Toten

begraben“, handelte. „Es ist sündlich,“ klagt Knebel im Januar 1803 seiner Schwester, „wie man in Weimar mit den Toten umgeht. Über Personen, die wirkliche Verdienste für sich und die Gesellschaft hatten, habe ich acht Tage nach ihrem Tode auch nicht einen Laut mehr reden hören. Sie waren wirklich in nichts übergegangen. Dies ist wahrer Atheismus, Blasphemie und Irreligiosität.“

Die zitierte Brieffstelle knüpft an ein Schreiben der sechzehnjährigen Prinzessin Karoline Luise, deren Hofmeisterin Knebels Schwester war, an. Das junge Mädchen hatte die gute Schröter herzlich lieb gehabt und wünschte jetzt ihr Andenken, durch einen „hübschen Leichenstein mit anständiger Inschrift“ zu ehren. Sie hatte auch eine Zeichnung, Harfe, Lorbeerkranz, Schmetterling und Tränenkrug darstellend, selber entworfen, wünschte jedoch als Stifterin unbekannt zu bleiben, da sie, wie sie schreibt, „ein wenig politisch sein, und der am Hofe herrschenden Richtung sich fügen müsse“. Knebel meinte denn auch, daß der guten Prinzessin etwas Politik unter solchen Umständen gar wohl erlaubt sei. Die Zeichnung fand er „allerliebste, voll Anmut, Sinn und Verstand. Sie sagt durch Bilder was Worte gar wohl verschweigen können.“ Doch schlug er merkwürdigerweise statt des Kranzes ein Lorbeerzweiglein vor. Er begründete die Änderung mit der Bemerkung, daß man solches auch auf Antiken fände. War es in der That eine antiquarische Marotte, oder

schien ihm Corona eines vollen Lorbeerkranzes nicht würdig zu sein? War vielleicht eine weibliche Hand im Spiele, indem Knebels Gattin mit der ehemaligen Kollegin nicht auf dem besten Fuße gestanden hatte? Genug, die Prinzessin ging auf seinen Vorschlag ein und sandte die Zeichnung eines Lorbeerzweigleins, und im August wurde der geschmückte Grabstein mit der Inschrift:

Hier ruhet Corona Schröter
gestorben 23. August MDCCCII

auf dem Grabe unter Knebels Leitung aufgestellt.

Goethe wird von dem Todesfall vermutlich schon aus dem amtlichen Bericht, den der Amtmann von Ilmenau über das Ableben der „fürstlichen Kapellfängerin“ dem Herzog pflichtschuldigst erstattete, Kenntnis erhalten haben. Die Todesanzeige, die Wilhelmine Probst „unter Verbittung aller Beileidsbezeugungen“ in das Weimariſche Wochenblatt einrücken ließ, erschien merkwürdigerweise gerade an seinem Geburtstage, dem 28. August. Man hat dem Olympier den kühlen Ton, mit dem er in seinen Annalen des Hinscheidens der einstigen Freundin gedachte, oftmals verübelt und als Herzlosigkeit ausgelegt.

„Corona Schröter,“ heißt es unterm Jahre 1802, „starb; und da ich mich gerade nicht in der Verfassung fühlte, ihr ein wolverdientes Denkmal zu setzen, so schien es mir angenehmer

wunderbar, daß ich ihr vor so viel Jahren ein Andenken stiftete, daß ich jetzt charakteristischer nicht zu errichten gewußt hätte. Es war ebenmäßig bei einem Todesfalle, bei dem Abscheiden Niedings des Theaterdecorateurs, daß in ernster Heiterkeit der schönen Freundin gedacht wurde. Gar wol erinnere ich mich des Trauergedichts auf schwarzgerändertem Papier, für das Tiefurter Journal reinlichst abgeschrieben. Doch für Corona war es keine Vorbedeutung; ihre schöne Gestalt, ihr munterer Geist erhielten sich noch lange Jahre; sie hätte wol noch länger in der Nähe einer Welt bleiben sollen, aus der sie sich zurückgezogen hatte.“

Bei der Beurteilung dieser Worte ist jedoch zu bedenken, daß Goethe nicht unter dem frischen Eindruck der Todesnachricht, sondern mehr als zwanzig Jahre später in den ausgearbeiteten Annalen sich so geäußert hat. Anderseits fühlte Goethe 1802 mit Recht, daß er Coronas Andenken nicht schöner feiern konnte, als er es in seinem Niedinggedicht 1782 getan hatte. Über die Herzenswärme, die jene Abschiedsverse an seine erste Iphigenie ihm damals diktiert hatte, verfügte er jetzt nicht mehr, wenn auch seine Beziehungen zu Corona stets freundliche geblieben waren und in Form von Einladungen in sein Haus zu Gesellschaften, z. B. 1798 bei der Anwesenheit Ifflands in Weimar und 1801, ihren äußeren Ausdruck gefunden hatten. Auch die Leiter der anderen Weimarer Poeten jener Zeit stimmte

keine Nänie zum Preise der Hingeschiedenen an. Ob Falks „Ehrengedächtnis für Corona Schröter“, das im Anschluß an eine kurze Biographie der Künstlerin im Jahrgang 1807 des „Taschenbuchs der Freundschaft und Liebe gewidmet“ erschien, bereits damals entstanden ist, mag dahingestellt bleiben. Auf jeden Fall verraten Falks gutgemeinte Verse Herzenswärme und ehrliche Trauer um die verstorbene Freundin:

„Doch es fehlt Corona Schröter,
Aller Anmuth reich,
Freundin mir und heitre Muse,
Beides mir zugleich:

Die ich liebte, die ich ehrte,
Warm aus treuer Brust,
Mehr als ich und sie es selber
Lebend einst gewußt.

Bis ein Tag, der ihr auf ewig
Beide Lippen schloß,
Mir die meinen unverjünglich
Und zur Klag' erschloß.

So an ihres Hauses Schwelle
Klingt die Thür mir oft;
Hab' ich doch, Du müßtest rufen,
Hinter mir gehofft.

An dem Markt entbrennen Lampen
Milden Abendscheins;
Licht umstrahlt ein jedes Fenster:
Dunkel nur ist Deins.

Wo zurück im stillen Erker
Du Dein Bild mir ruffst,
Wann Du sittig Frauenwerke
Mit der Nadel schuffst.

Bald ein Liedchen zur Gitarre
Oder Zither sangst,
Und die Leinwand, daß sie athme,
Mit dem Pinsel zwangst.

Ach! Du wohnst entfernt vom Lichte
In dem sichern Port,
Und Dein Freund am Markt des Lebens
Trauert einsam fort.

Unerbittlich, falscher Orkus,
Den kein Flehn gewann:
Nimm, statt der entrißnen Freundin,
Mich zum Opfer an.

Ja, Corona, Deine Stimme
Hör' ich überall,
An der Ilme stillen Krümmung,
An dem Wasserfall.

Hier wo Du mir oft begegnet,
Wenn die tiefe Stadt,
Eingeschnitten und eingeregnet,
Winterfrost verbarg.

Such' ich Deine lieben Schritte,
Suche spät und früh;
Auch in meine stille Wohnung
Kehrst hinfort Du nie.

Sonst hab' ich Dich oft vernommen:
Mit der Kerzen Glanz
Oeffnetest Du leis' die Pforten
Schenktest Dich mir ganz.

Hobest Deinen weißen Schleier,
Saßest neben mir:
Heiliger Begeißt'ung Feuer
Sprach ein Gott aus Dir.

Andre Tritte hör' ich klingen;
Klopfen an die Thür;
Andre Freunde bringen Kunde,
Aber nie von Dir.“

Von Coronas Geschwistern waren die beiden Brüder ihr im Tode voraufgegangen. Der ältere, Johann Samuel, war auf seinen Virtuosenfahrten etwa 1780 nach England gelangt und hatte im Konzert der Königin als Pianist eine angesehenere Stellung als Nachfolger Christian Bachs errungen. Ein Gerücht wollte wissen, daß er in adligen Kreisen Klavierunterricht gegeben, sich in eine seiner vornehmen Schülerinnen verliebt und das Mädchen heimlich geheiratet habe. Die Eltern hätten jedoch unter Androhung gerichtlicher Schritte die Auflösung der Ehe erreicht und ihn durch eine jährliche Rente von 10 000 Mark entschädigt. Später soll er mit dem nachmaligen König Georg IV., einem leidenschaftlichen Musikfreunde, bekannt und in dessen Kapelle angestellt worden sein; 1788 starb er an einem Lungenleiden. Auch von ihm sind mehrere Kompositionen im Druck erschienen. Der jüngere Bruder, Johann Heinrich, ging gleichfalls nach England und ist dort in den achtziger Jahren verstorben. Von Coronas jüngerer Schwester Maria war bereits die Rede. Der alte Vater war seit 1788 als Hofmusikus in Kassel angestellt, wurde Mitte der neunziger Jahre verabschiedet und ernährte sich nun kümmerlich von einer kleinen Pension und dem Ertrag einiger Musikstunden. Eine

Tante führte ihm die Wirtschaft, scheint aber, nach Coronas Briefen an die Schwester zu urtheilen, ihm mehr zur Last gewesen zu sein, als ihm genügt zu haben. Corona unterstützte ihn von ihrem ja freilich nur bescheidenen Einkommen lange Jahre hindurch. Die strenge Testamentsklausel, die im Falle einer bekundeten Unzufriedenheit mit Herabsetzung aufs Pflichttheil drohte, war wohl weniger auf den Greis, als auf dessen habgierige Pflegerin gemünzt. Von der Seelenverfassung und trübseligen Lage des Alten gibt ein Brief an seine Tochter Maria und deren Gatten Kunde:

Liebe Kinder!

Wenn Ihr alle gesund und wohl seid, soll es mich freuen. Mit mir sieht es schlecht aus, ich habe diesen Winter sehr viel ausgestanden, und noch ist es mir nicht recht gut. Ich glaube es wird mir auch nicht besser werden; ich fühle daß meine Lebenszeit vorbei ist, Gott stehe mir in Gnaden bei! So wie ich es mir in der Welt habe sauer werden lassen, will ich nicht wünschen, daß es Euch ergehen möge. Nun sitze ich da auf meine alten Tage, kein Mensch fragt mich, Vater habt Ihr was zu leben, oder gebriecht Euch was? Da ich arbeiten konnte, da gings noch, nun aber da ichs nicht mehr kann, muß ich bei dem kleinen Tractament mißlich leben. Ich habe mein Alter bis in das 81. Jahr gebracht. Gott wird mir ferner helfen. — Gott, wenn ich mein Leben so betrachte, so

bedauere ich das, was ich gethan habe. Ich bin auch manchmal so melancholisch, daß ich nicht weiß was ich anfangen soll. — Kurz, ich bin diesen Winter sehr zurück gekommen, sowohl in meiner Gesundheit als auch in meinen Nahrungs-umständen. Den Gram den ich in meinem Herzen trage um meinen Heinrich; daß ich auch gar nicht erfahren kann ob er lebt oder todt ist! Nie hast Du mir geschrieben wie ihr auseinander gekommen. Seine Meriten haben uns viel geholfen auf unsern Reisen, wenn ich daran denke kommt ein Jammer mir ins Herz und sehe die Vergänglichkeit und wie alles nur ein Traum ist! — Ich gebe Euch allen meinen väterlichen Segen. Gott wolle Euch gleichfalls segnen und beistehen in allen Leibesnöthen. Amen! Das wünscht Euer aufrichtiger Vater

Johann Friedrich Schröter.

Johann Friedrich überlebte seine berühmte Tochter um neun Jahre und starb als 87 jähriger Greis 1811. — Auch Friedrich von Einsiedel hatte einen zwar an äußeren Ehren nicht armen — er stieg zum Wirklichen Geheimen Rat und Präsidenten des Oberapellationsgerichts in Jena auf — aber sehr einsamen und unerfreulichen Lebensabend. Eine launenhafte und herrschsüchtige Haushälterin, die zu entlassen er sich nicht getraute, machte ihm ebenso viel zu schaffen, wie die nach Coronas Tode an seine Fersen sich heftende, ihrer boshaften Zunge nie Zügel anlegende ehemalige Hofdame Fräulein von Gock-

hausen, die ihres koboldartigen Charakters und ihres verwachsenen Äußeren wegen Wieland einst die „Gnomide“ getauft hatte. „Er kam mir immer,“ schildert ein Zeitgenosse, „wenn ich ihn in seiner unvermeidlichen Kammerherrnuniform, etwas gebeugter Gestalt, noch raschen, trippelnden Ganges, sein schweres spanisches Rohr mit goldenem Knopf in der Hand, auf der Straße oder auf seinen einsamen Spaziergängen erblickte, wie ein in der Irre herumlaufendes, phantastisch aufgepußtes Kind vor, das seine Heimath sucht, und sie nicht wiederfinden kann. Seinem länglichen, schmalen und hageren Gesicht war das Gepräge der äußersten Seelengüte aufgedrückt; ein stilles, friedliches Lächeln verklärte seine kindlichen, feingeschnittenen Züge; aus seinem blauen Auge sprach sein ganzes, treues, wohlwollendes Herz. Zuweilen sah man ihn in seiner Verlassenheit auf einer Bank im Park sitzen, still vor sich hinblickend und mit seinem Stock sacht und nachdenklich in der Erde wühlend, als wolle er eine längst gestorbene Zeit aus ihrem Grabe aufscharren. — Häufig hörte man beim Vorübergehen in der Nähe seiner Wohnung ihn weiche, wehmütige Töne seinem Cello entlocken, diesem seinem unwandelbaren Freunde, dem er so unzähligemal zu Freude und Lust seiner Hörer ausdrucksvolle Sprache verliehen hatte.“ Er starb im selben Jahre wie sein Herzog, der ihm unwandelbar seine Gunst bewahrte, 1828.

Über Coronas letzter Ruhestätte hat kein freundlicher Stern gewaltet. Der von der Prinzessin gestiftete Grabstein war im Laufe der Jahre durch Frost zerplatzt, Schmuck und Inschrift unkenntlich geworden und das ganze Grab so verwahrloht, daß es Mühe kostete, seine Lage festzustellen, als 1844 Großherzog Karl Friedrich von Weimar bei einem Besuche des Ilmenauer Friedhofs Coronas Ruhestätte zu sehen wünschte. Nach dem Bericht des mit der Untersuchung beauftragten Ilmenauer Superintendenten waren auf dem Stein Lira, Schmetterling und Krug sowie eine umgekehrte verlöschte Fackel angebracht, was mit Knebels Bericht über den Grabstein nicht stimmt. Der Großherzog gab Befehl, die Ruhestätte auf seine Kosten würdig wieder herzustellen und mit einer eisernen Platte zu schmücken. Dieselbe wies leider die falsche Namensschreibung „Schröder“ auf, als Schmuck zwei Fackeln und eine Girlande von Eichenlaub. Aber die Totenruhe sollte nicht ungestört bleiben. 1873 wurde das Grab von Frevlerhand entweiht und die eiserne Grabplatte entwendet. Der Magistrat und die Friedhofsverwaltung von Ilmenau ließen darauf eine von einem Rahmen von Sandstein umgebene einfache Platte, die in vergoldeter Schrift den Namen, leider wieder mit der falschen Schreibung, trägt, aufstellen. Anno 1902 haben die Teilnehmer der Jahresversammlung der Goethe-Gesellschaft sich an der Grabstelle versammelt und die Tote mit

manchem guten Wort, manchem schönen Kranze geehrt.

„Lass nicht ungerühmt mich zu den Schatten hinabgehn!
Nur die Muse gewährt einiges Leben dem Tod.
Denn gestaltlos schweben umher in Persephoneia's
Reiche massenweis Schatten vom Namen getrennt;
Wen der Dichter aber gerühmt, der wandelt gestaltet,
Einzel, gefellet dem Chor aller Heroen sich zu.“

Diese Worte, die Goethe seine Euphrosyne dem Dichter und Freunde zurufen läßt, gelten auch für Corona. Auch sie ist unsterblich wie Friederike Brion, wie Werthers Lotte, Christiane Neumann und so manche andere, die ein Strahl seiner Dichtersonne berührt hat. Aber nicht nur weil sie von Goethe besungen worden, lebt Corona in unserem Andenken weiter. Es hat gleichsam symbolische Vorbedeutung für sie gehabt, daß das Widmungsblatt des ersten ernstlichen Versuches einer Geschichte der deutschen Bühne einst ihr Name geziert hat. Corona Schröter gehört für alle Zeiten der deutschen Theatergeschichte an als Goethes erste Iphigenie und als Darstellerin so mancher anderen Frauengestalt, der sie auf dem Theater des Weimarer Musenhofes zuerst Leben und holde Stimme verliehen hat.



UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY
BERKELEY

THIS BOOK IS DUE ON THE LAST DATE
STAMPED BELOW

Books not returned on time are subject to a fine of
50c per volume after the third day overdue, increasing
to \$1.00 per volume after the sixth day. Books not in
demand may be renewed if application is made before
expiration of loan period.

MAR 25 1919

APR 26 1930

3 Feb '65 V1

MAR 10 1965

MAR 8 1965

50m-7,'16

Frauenleben. v.5.
Stumke. Carona
Shroter.

F7
v.5

Mar.25,'19 Nehr

~~WINE~~

Frauenleben

CT 32.00

F7
v.5

50m-8,'17

